

drohender Grenzüberschreitungen zum Ausdruck. Das neue Medium „Film“ schien sich dem beabsichtigten Wertetransport zu entziehen.⁸²

Gewandelt haben sich mit den jeweiligen sozialen Trägerschichten aber auch die Orte, an denen die Tugendspiele zur Aufführung gelangten, von den Schlössern des Adels und den adelig-großbürgerlichen Salons über das bürgerliche Theater bis hin zum kleinbürgerlichen Vereinsheim und den öffentlichen Plätzen der Städte. Die transportierten Inhalte hatten sich zwar ebenfalls verändert, vom bürgerlichen Wertekanon zur nationalen „Volksgemeinschaft“. Doch ging es immer auch um die Ausrichtung an gemeinsamen kulturellen Idealen, deren Verinnerlichung den Zusammenhalt innerhalb der jeweiligen sozialen Gruppe und zwischen den einzelnen Gruppen gewährleisten sollte. Anklänge an dieses harmonisierende Gesellschaftskonzept finden sich noch in der Kulturkritik des ausgehenden 19. Jahrhunderts: „Das Volk, dem man eine Kultur zuspricht, soll nur in aller Wirklichkeit etwas lebendig Eines sein und nicht so elend in Inneres und Äußeres, in Inhalt und Form auseinanderfallen“, hatte Friedrich Nietzsche in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ die vorgebliche Kulturlosigkeit seiner Zeit als Kennzeichen der Moderne beklagt. Als Gegenmittel empfahl er das Streben nach einer „höheren Einheit“.⁸³ Am Ende des bürgerlichen Jahrhunderts schien in pessimistischer Rückschau endgültig verloren, was so hoffnungsvoll mit Diderot, Goethe und Herder begonnen hatte, nämlich die Zusammenführung des äußeren und inneren Bürgers, von Erfolg und Humanität im Lebenden Bild.

„... wirf ihnen alles hin und schau, daß du fort kommst.“

Die Feldpost eines Paares in der Geschlechter(un)ordnung des Ersten Weltkrieges¹

von Christa Hämmerle

1. Akzente und Defizite der Forschung

Zwei Tendenzen bestimmen die noch relativ junge, erfahrungsgeschichtlich orientierte Erforschung der Feldpost im deutschsprachigen Raum.² Einerseits sucht sie „das andere Gesicht des Krieges“³ meist kaleidoskopisch, in möglichst vielen biologischen Schattierungen zu konturieren, und beschränkte sich dabei andererseits doch vor allem auf Soldatenbriefe.⁴ Die Einsicht, daß durch Feldpost evozierte Fragen „tief in das durch den Krieg gestörte Mann-Frau-Verhältnis hineinreichen“,⁵ wurde noch kaum heuristisch eingelöst, von wenigen Ausnahmen abgesehen.⁶

¹ Mein Dank für die Unterstützung zu diesem Beitrag gilt Hans Medick, dessen Einladung an das Max-Planck-Institut für Geschichte im November 1997 mir die Möglichkeit zur intensiven Arbeit gewährte, und Alf Lüdtke, Nicholas Stargardt sowie Edith Saurer und Franz Eder, deren hilfreichen Anregungen mich erneut nachdenken ließen. Ihnen allen möchte ich herzlich danken.

² Noch im Jahre 1986 definierte Peter Knoch, ein Wegbereiter für die Sammlung und die Auswertung von Feldpostbriefen, das Genre als „unentdeckt“. Vgl. ders., Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung, in: Geschichtsdidaktik 11 (1986), 154–171. Für Österreich vgl. Fritz Fellner, Der Krieg in Tagebüchern und Briefen. Überlegungen zu einer wenig genutzten Quellenart, in: Klaus Amann/Hubert Lengauer (Hg.), Österreich und der Große Krieg 1914–1918. Die andere Seite der Geschichte, Wien 1989, 205–213. Zur kritischen Relativierung einer Sichtweise, die impliziert, die Nutzung soldatischer Feldpost für eine Perspektive von unten, vgl. Bernd Ulrich, Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges – Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 53 (1994), 73–83; Ders., „Militärgeschichte von unten“. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), 473–503.

³ Vgl. den Titel einer frühen Edition: Orwin Buchbender/Reinhold Storz (Hg.), Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945, München 1982.

⁴ Diese Einseitigkeit der Forschung hat kürzlich auch Klaus Latzel konstatiert. Ders., Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), 1–30, hier 2.

⁵ Wolfram Wette, In Worte gefaßt. Kriegskorrespondenz im internationalen Vergleich, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.), Andere Helme – Andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Essen 1995, 329–348, hier 331.

⁶ Manche Aufsätze integrieren – mehr oder weniger vereinzelt – auch Zitate aus weiblichen „Heimatbriefen“. Vgl. z. B. Peter Knoch, Kriegsaltag, in: Ders. (Hg.), Kriegsaltag. Die Rekonstruktion des Kriegsaltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenszerziehung, Stuttgart 1989, 222–251; Volker Kreiswimmer/Detlef Vogel, Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg: Propagandainstrument und Spiegelbild von Kriegsauswirkungen, in: Sowi 19 (1990), 103–110,

⁸² Zur Deutung des Erfolgs neuer Medien als Generationenkonflikt: Kaspar Mase, Kinder als Fremde – Kinder als Feinde. Halbwüchsige, Massenkultur und Erwachsene im wilhelminischen Kaiserreich, in: Historische Anthropologie 4 (1996), 93–127.

⁸³ Friedrich Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Stuttgart 1976, 130.

drohender Grenzüberschreitungen zum Ausdruck. Das neue Medium „Film“ schien sich dem beabsichtigten Wertetransport zu entziehen.⁸²

Gewandelt haben sich mit den jeweiligen sozialen Trägerschichten aber auch die Orte, an denen die Tugendspiele zur Aufführung gelangten, von den Schlössern des Adels und den adelig-großbürgerlichen Salons über das bürgerliche Theater bis hin zum kleinbürgerlichen Vereinsheim und den öffentlichen Plätzen der Städte. Die transportierten Inhalte hatten sich zwar ebenfalls verändert, vom bürgerlichen Wertekanon zur nationalen „Volksgemeinschaft“. Doch ging es immer auch um die Ausrichtung an gemeinsamen kulturellen Idealen, deren Verinnerlichung den Zusammenhang innerhalb der jeweiligen sozialen Gruppe und zwischen den einzelnen Gruppen gewährleisten sollte. Anklänge an dieses harmonisierende Gesellschaftskonzept finden sich noch in der Kulturkritik des ausgehenden 19. Jahrhunderts: „Das Volk, dem man eine Kultur zuspricht, soll nur in aller Wirklichkeit etwas lebendig Eines sein und nicht so elend in Inneres und Äußeres, in Inhalt und Form auseinanderfallen“, hatte Friedrich Nietzsche in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ die vorgebliche Kulturlosigkeit seiner Zeit als Kennzeichen der Moderne beklagt. Als Gegenmittel empfahl er das Streben nach einer „höheren Einheit“.⁸³ Am Ende des bürgerlichen Jahrhunderts schien in pessimistischer Rückschau endgültig verloren, was so hoffnungsvoll mit Diderot, Goethe und Herder begonnen hatte, nämlich die Zusammenführung des äußeren und inneren Bürgers, von Erfolg und Humanität im Lebenden Bild.

„... wirf ihnen alles hin und schau, daß du fort kommst.“

Die Feldpost eines Paares in der Geschlechter(un)ordnung des Ersten Weltkrieges¹

von Christa Hämmerle

1. Akzente und Defizite der Forschung

Zwei Tendenzen bestimmen die noch relativ junge, erfahrungsgeschichtlich orientierte Erforschung der Feldpost im deutschsprachigen Raum.² Einerseits sucht sie „das andere Gesicht des Krieges“³ meist kaleidoskopisch, in möglichst vielen biographischen Schattierungen zu konturieren, und beschränkte sich dabei andererseits doch vor allem auf Soldatenbriefe⁴. Die Einsicht, daß durch Feldpost evozierte Fragen „tief in das durch den Krieg gestörte Mann-Frau-Verhältnis hineinreichen“,⁵ wurde noch kaum heuristisch eingelöst, von wenigen Ausnahmen abgesehen.⁶

¹ Mein Dank für die Unterstützung zu diesem Beitrag gilt Hans Medick, dessen Einladung an das Max-Planck-Institut für Geschichte im November 1997 mir die Möglichkeit zur intensiven Arbeit gewährte, und Alf Lüdtke, Nicholas Stargardt sowie Edith Saurer und Franz Eder, deren hilfreichen Anregungen mich erneut nachdenken ließen. Ihnen allen möchte ich herzlich danken.

² Noch im Jahre 1986 definierte Peter Knoch, ein Wegbereiter für die Sammlung und die Auswertung von Feldpostbriefen, das Genre als „unentdeckt“. Vgl. ders., Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung, in: Geschichtsdidaktik 11 (1986), 154–171. Für Österreich vgl. Fritz Fellner. Der Krieg in Tagebüchern und Briefen. Überlegungen zu einer wenig genutzten Quellenart, in: Klaus Amann/Hubert Lengauer (Hg.), Österreich und der Große Krieg 1914–1918. Die andere Seite der Geschichte, Wien 1989, 205–213. Zur kritischen Relativierung einer Sichtweise, die impliziert, die Nutzung soldatischer Feldpost für eine Perspektive von „unten“ wäre eine Erfindung der neueren Alltagsgeschichte oder einer „Militärgeschichte von unten“, vgl. Bernd Ulrich, Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges – Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 53 (1994), 73–83; Ders., „Militärgeschichtliche von unten“. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), 473–503.

³ Vgl. den Titel einer frühen Edition: Ortrun Buchbender/Reinhold Stenz (Hg.), Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945, München 1982.

⁴ Diese Einseitigkeit der Forschung hat kürzlich auch Klaus Latzel konstatiert. Ders., Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), 1–30, hier 2.

⁵ Wolfram Wette, In Worte gefaßt. Kriegskorrespondenz im internationalen Vergleich, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.), Andere Helme – Andere Menschen? Heimatverfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Essen 1995, 329–348, hier 331.

⁶ Manche Aufsätze integrieren – mehr oder weniger vereinzelt – auch Zitate aus weiblichen „Heimatbriefen“: Vgl. z. B. Peter Knoch, Kriegsaltag, in: Ders. (Hg.), Kriegsaltag. Die Rekonstruktion des Kriegsaltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenssicherung, Stuttgart 1989, 222–251; Volker Kreuschmer/Detlef Vogel, Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg: Propagandainstrument und Spiegelbild von Kriegsauswirkungen, in: Sowi 19 (1990), 103–110.

⁸² Zur Deutung des Erfolgs neuer Medien als Generationenkonflikt: Kaspar Mase, Kinder als Fremde – Kinder als Feinde. Halbwüchsige, Massenkultur und Erwachsene im wilhelminischen Kaiserreich, in: Historische Anthropologie 4 (1996), 93–127.

⁸³ Friedrich Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Stuttgart 6/1976, 130.

Auch das Feld der in vielerlei Hinsicht neuen, subjektorientierten Kriegsgeschichte der Jahre 1914/18 wird somit von der Diskussion um Vielfalt oder Homogenität männlicher Kriegserlebnisse und Kriegsdeutungen beherrscht. Allein aus dieser Perspektive wurden bislang die Einflüsse der Zensur oder der massiven öffentlichen Instrumentalisierung der Feldpost erkundet.⁷ So erscheinen die Frauen daheim, gleichwohl sie meist häufiger schrieben,⁸ als „stumme“ Leserinnen männlicher Erfahrungen,⁹ die im besten Falle mit ihren Briefen nur „verstärken(d)“ auf „schon vorhandene Mißstimmungen“ an den Fronten wirkten.¹⁰ Sie bleiben auf ihren Objektcharakter in soldatischen Briefen reduziert – trotz des auch expliziten Anspruchs, mittels Feldpost die „Kommunikation zwischen Front und Heimatfront“¹¹ sichtbar zu machen.

bes. 106–108; *Isa Schlikorsky*, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: Wirkendes Wort 2 (1992), 295–315. Für den Zweiten Weltkrieg liegen auch einige dezidiert frauen- und geschlechtergeschichtliche Untersuchungen von Feldpost vor. Vgl. mehrere Beiträge in: Vogel u. a. (Hg.), *Andere Helme*, bes. *Margareta Jolly*, Briefe, Moral und Geschlecht. Britische und amerikanische Diskurse über das Briefeschreiben im Zweiten Weltkrieg, 173–203; *Ulrike Jordan*, „This silly old war ...“ Briefe englischer Frauen an die Front (1940–1945), 237–256; *Judith B. Lioff/David C. Smith*, „Macht Euren Job und kommt bald heim!“ Briefe amerikanischer Frauen an die Fronten, 307–327. Für den Ersten Weltkrieg vgl. *Benjamin Ziemann*, Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923, bes. 290–308 (Allein im Krieg: Bäuerinnen 1914–1918), sowie *Gisela Spann*, Vom Leben im Kriege: die Erkundung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg durch die Briefzensur, in: Rudolf G. Ardelt/Wolfgang J. A. Huber u. a. (Hg.), *Unterdrückung und Emanzipation*. Festschrift für Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag, Wien 1985, 149–165. Eine bis heute unveröffentlicht gebliebene, geschlechtervergleichende Analyse der Kriegskorrespondenz zwischen dem späteren österreichischen Bundespräsidenten Adolf Schärf und seiner Frau Hilda (geb. Hammer) leistet überdies *Margit Sturm*, Lebenszeichen und Liebesweise. Zur Bedeutung von Feldpost und Briefschreiben am Beispiel der Korrespondenz eines jungen Paares, Diplomarbeit Univ. Wien 1992.

7 Vgl. z. B. *Christine Brocks/Benjamin Ziemann*, „Vom Soldatenleben hätten wir gerade genug.“ Der Erste Weltkrieg in der Feldpost von Soldaten, in: Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkriegs, Berlin 1994, 109–120; *Bärbel Kuhn*, „Die Freude am Krieg fehlte mir jemals.“ Das Kriegserlebnis des Walter Brosin in seinen Feldpostbriefen 1914–1918, in: „Als der Krieg über uns gekommen war ...“ Die Saarregion und der Erste Weltkrieg, Saarbrücken 1993, 94–107; *Ariber Reimann*, Die helle Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich u. a. (Hg.), *Kriegserfahrungen. Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen 1997, 129–145; *Bernd Ulrich*, Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933, Essen 1997, sowie als Vergleich von Wahrnehmungen und Deutungen der Soldaten im Ersten und im Zweiten Weltkrieg: *Klaus Latzel*, Die Zimmungen des Krieges und der Liebe – zwei Annäherungen an Feldpostbriefe, in: Knoch (Hg.), *Kriegsalltag*, 204–221; *Peter Knoch*, *Kriegserlebnis als biographische Krise*, in: Andreas Gestrich/Peter Knoch u. a. (Hg.), *Biographie – sozialgeschichtlich*. Sieben Beiträge, Göttingen 1989, 86–108; *Benjamin Ziemann*, *Feldpostbriefe und ihre Zensur* in den zwei Weltkriegen, in: Klaus Beyrer/Hans-Christian Täubrich (Hg.), *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*, Heidelberg 1996, 163–170.

8 Das belegen die verfügbaren Angaben zur immensen Quantität der versandten Feldpost. Vgl. z. B. *Ulrich*, *Die Augenzeugen*, 40.

9 *Jolly*, *Briefe, Moral und Geschlecht*, 195.

10 *Ulrich*, *Die Augenzeugen*, 160, in Hinblick auf heimatlische „Klagebriefe“, denen er – in dieser Perspektive – ein kurzes Kapitel seiner in bezug auf soldatische Feldpost m. E. richtungweisenden Monographie widmet.

11 Vgl. *Nikolaus Buschmann*, *Der verschwiegene Krieg: Kommunikation zwischen Front und Heimatfront*, in: Hirschfeld u. a. (Hg.), *Kriegserfahrungen*. 208–224, der ungeachtet des Untertit-

Ein solches Desiderat mag auf den ersten Blick plausibel erscheinen und folgt der Problematik der Quellenüberlieferung. Denn zweifellos sind Männerbriefe, die von den Fronten in die Heimat geschickt wurden, häufiger erhalten geblieben als Frauenbriefe, die oft schon während des Krieges verloren gingen.¹² Und es waren in der Tat vor allem Millionen von Soldaten, die – überwiegend wehrpflichtig beziehungsweise eingezogen – in ihrer Korrespondenz die Schrecken des industriellen Krieges zu „verarbeiten“ hatten, durch welche Formen des Benennens und Verschweigens auch immer. Die große Bedeutung der privaten Korrespondenz für ihre psychische Verfassung manifestierte sich in unzähligen soldatischen Selbstzeugnissen, aber auch in den Berichten und Programmen der militärischen Führung. Sie hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts die strategische Funktion der Feldpost zunehmend erkannt und befördert, wie auch in einem Helmut Graf von Moltke zugeschriebenen Diktum deutlich wird: „Ohne Feldpost ist ein Krieg nicht zu führen.“¹³ Noch im Jahre 1913 regelte daher auch Österreich-Ungarn diese Einrichtung für den Kriegsfall neu und umfassend.¹⁴ Im Ersten Weltkrieg wurde dann ein Zensursystem etabliert, das die Post der Armeangehörigen sowie jene Briefe und Karten, die von den Heimatländern ins Ausland beziehungsweise an kriegsgefangene Männer gingen, stichprobenartig kontrollierte.¹⁵ Auf der Basis dessen erstellte man seit 1916 umfangreiche, mit zahllosen Briefzitate bestückte Monatsberichte über die „Stimmung der Bevölkerung“, die den Militärs und den Regierungen, aber auch der heutigen Geschichtswissenschaft, als wichtige Quelle dient(en).¹⁶

Schließlich folgt die historiographische Auswertung des Genres noch in einer an-

teils ausschließlich Soldatenbriefe behandelt und sein Konzept der „Heimatfront“ ohne jedes Augenmerk für die Kategorie Geschlecht entwickelt – obwohl er auf den Versand von Liebesgaben fokussiert, in deren Aufbringung Frauen und Mädchen maßgeblich eingebunden waren.

12 Vor diesem Problem standen jene Fallstudien, die der eingangs erwähnten Forschungstendenz entgegenstehen, indem sie auf Veränderungen im subjektiven Erleben einzelner Soldaten fokussieren. Die Briefe ihrer weiblichen Angehörigen waren nicht oder kaum mehr erhalten: *Knoch*, *Kriegserlebnis*, 95 u. 107; *Ann. 3. Kuhn*, „Die Freude am Krieg“, 95; *Klara Löffler*, *Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem zweiten Weltkrieg*, Bamberg 1992, 21, 75–162; *Ziemann*, *Front und Heimat*, verdammt die Möglichkeit, verschiedene Briefe bayerischer Bäuerinnen einzubeziehen, v. a. einem singulären Bestand, der sog. „Schimmeriana“, zusammengestellt von Adolf Schimmerer ab März 1917. Der Gesamtbestand umfaßt rund tausend Briefzitate. Vgl. ebd., 28.

13 Zit. nach *Paul Höger*, *Das Post- und Telegraphenwesen im Weltkrieg*, in: *Studien und Dokumente zur österreichisch-ungarischen Feldpost im Ersten Weltkrieg*, Redaktion Joachim Gatterer und Walter Lukian, Wien 1989, 23–55, hier 40. Der preussische Generalstabchef Graf von Moltke starb im Jahre 1891.

14 Vgl. die Dienstvorschrift E-47 mit dem Titel „k. u. k. Feldpost“, Normalverordnungsblatt für das k. u. k. Heer, 18. Stück, Wien 1913.

15 Die Effektivität dessen wird unterschiedlich eingeschätzt, auch in Hinblick auf verschiedene Länder. So wertet *Spann*, *Vom Leben im Kriege*, 149, das Zensurnetz der k. u. k. Monarchie in der Ära Stürgkh (d. h. bis zur Ermordung des Ministerpräsidenten durch Friedrich Adler im Oktober 1916) als fast lückenlos und nahezu perfekt, während *Ulrich*, *Die Augenzeugen*, 79 ff. die mangelnde Effektivität der reichsdeutschen Zensur betont.

16 Im Deutschen Reich wurden solche Überwachungsberichte im Zuge der Einrichtung eigener Postüberwachungsstellen ab April 1916 zusammengestellt. Vgl. *Ziemann*, *Feldpostbriefe*, 164; *Ulrich*, *Die Augenzeugen*, 89 ff. In Österreich-Ungarn erfolgte die Zentralisierung der Zensur wie die Erstellung von Monatsberichten auf der Basis der zensurierten Briefe ab Ende 1916. Vgl. *Spann*, *Vom Leben im Kriege*, 150.

Auch das Feld der in vielerlei Hinsicht neuen, subjektorientierten Kriegsgeschichte der Jahre 1914/18 wird somit von der Diskussion um Vielfalt oder Homogenität männlicher Kriegserlebnisse und Kriegsdeutungen beherrscht. Allein aus dieser Perspektive wurden bislang die Einflüsse der Zensur oder der massiven öffentlichen Instrumentalisierung der Feldpost erkundet.⁷ So erscheinen die Frauen daheim, gleichwohl sie meist häufiger schrieben,⁸ als „stumme“ Leserinnen männlicher Erfahrungen,⁹ die im besten Falle mit ihren Briefen nur „verstärken(d)“ auf „schon vorhandene Mißstimmungen“ an den Fronten wirkten.¹⁰ Sie bleiben auf ihren Objektcharakter in soldatischen Briefen reduziert – trotz des auch expliziten Anspruchs, mittels Feldpost die „Kommunikation zwischen Front und Heimatfront“¹¹ sichtbar zu machen.

bes. 106–108; *Isa Schtikorsky*, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen. in: Wirkendes Wort 2 (1992), 295–315. Für den Zweiten Weltkrieg liegen auch einige dezidiert frauen- und geschlechtergeschichtliche Untersuchungen von Feldpost vor. Vgl. mehrere Beiträge in: Vogel u. a. (Hg.), *Andere Helme*, bes. *Margareta Jolly*, Briefe, Moral und Geschlecht. Britische und amerikanische Diskurse über das Briefschreiben im Zweiten Weltkrieg, 173–203; *Ulrike Jordan*, „This silly old war ...“ Briefe englischer Frauen an die Front (1940–1945), 237–256; *Jiddy B. Litoff/David C. Smith*, „Macht Euren Job und kommt bald heim!“ Briefe amerikanischer Frauen an die Fronten, 307–327. Für den Ersten Weltkrieg vgl. *Benjamin Ziemann*, Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923, bes. 290–308 (Allein im Krieg: Bäuerinnen 1914–1918), sowie *Gustav Spann*, Vom Leben im Kriege: die Erkundung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg durch die Briefzensur, in: Rudolf G. Ardelt/Wolfgang J. A. Huber u. a. (Hg.), *Unterdrückung und Emanzipation*. Festschrift für Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag, Wien 1985, 149–165. Eine bis heute unveröffentlicht gebliebene, geschlechtervergleichende Analyse der Kriegskorrespondenz zwischen dem späteren österreichischen Bundespräsidenten Adolf Schärf und seiner Frau Hilda (geb. Hammer) leistet überdies *Margit Sturm*, Lebenszeichen und Liebesbeweise. Zur Bedeutung von Feldpost und Briefschreiben am Beispiel der Korrespondenz eines jungen Paares, Diplomarbeit Univ. Wien 1992.

7 Vgl. z. B. *Christine Brocks/Benjamin Ziemann*, „Vom Soldatenleben hätten wir gerade genug.“ Der Erste Weltkrieg in der Feldpost von Soldaten, in: Die letzten Tage der Menschheit. Bilanz des Ersten Weltkriegs, Berlin 1994, 109–120; *Bärbel Kühn*, „Die Freude am Krieg fehlte mir niemals.“ Das Kriegserlebnis des Walter Brosin in seinen Feldpostbriefen 1914–1918, in: „Als der Krieg über uns gekommen war ...“ Die Saarregion und der Erste Weltkrieg, Saarbrücken 1993, 94–107; *Arihert Reinmann*, Die heile Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich u. a. (Hg.), *Kriegserfahrungen. Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen 1997, 129–145; *Bernid Ulrich*, Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933, Essen 1997; sowie als Vergleich von Wahrnehmungen und Deutungen der Soldaten im Ersten und im Zweiten Weltkrieg: *Klaus Latzel*, Die Zumutungen des Krieges und der Liebe – zwei Annäherungen an Feldpostbriefe, in: Knoch (Hg.), *Kriegsalltag*, 204–221; *Peter Knoch*, Kriegserlebnis als biographische Krise, in: Andreas Gestrich/Peter Knoch u. a. (Hg.), *Biographie – sozialgeschichtlich*. Sieben Beiträge, Göttingen 1989, 86–108; *Benjamin Ziemann*, Feldpostbriefe und ihre Zensur in den zwei Weltkriegen, in: Klaus Beyrer/Hans-Christian Täubrich (Hg.), *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*, Heidelberg 1996, 163–170.

8 Das belegen die verfügbaren Angaben zur immensen Quantität der versandten Feldpost. Vgl. z. B. *Ulrich*, *Die Augenzeugen*, 40.

9 *Jolly*, *Briefe, Moral und Geschlecht*, 195.

10 *Ulrich*, *Die Augenzeugen*, 160, in Hinblick auf heimatliche „Klagebriefe“, denen er – in dieser Perspektive – ein kurzes Kapitel seiner in bezug auf soldatische Feldpost m. E. richtungsweisenden Monographie widmet.

11 Vgl. *Nikolaus Buschmann*, *Der verschwiegene Krieg: Kommunikation zwischen Front und Heimatfront*, in: Hirschfeld u. a. (Hg.), *Kriegserfahrungen*, 208–224, der ungeachtet des Unter-

Ein solches Desiderat mag auf den ersten Blick plausibel erscheinen und folgt der Problematik der Quellenüberlieferung. Denn zweifellos sind Männerbriefe, die von den Fronten in die Heimat geschickt wurden, häufiger erhalten geblieben als Frauenbriefe, die oft schon während des Krieges verloren gingen.¹² Und es waren in der Tat vor allem Millionen von Soldaten, die – überwiegend wehrpflichtig beziehungsweise eingezogen – in ihrer Korrespondenz die Schrecken des industriellen Krieges zu „verarbeiten“ hatten, durch welche Formen des Benennens und Verschwiegens auch immer. Die große Bedeutung der privaten Korrespondenz für ihre psychische Verfassung manifestierte sich in unzähligen soldatischen Selbstzeugnissen, aber auch in den Berichten und Programmen der militärischen Führung. Sie hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts die strategische Funktion der Feldpost zunehmend erkannt und befördert, wie auch in einem Helmuth Graf von Moltke zugeschriebenen Diktum deutlich wird: „Ohne Feldpost ist ein Krieg nicht zu führen.“¹³ Noch im Jahre 1913 regelte daher auch Österreich-Ungarn diese Einrichtung für den Kriegsfall neu und umfassend.¹⁴ Im Ersten Weltkrieg wurde dann ein Zensur-system etabliert, das die Post der Armeeangehörigen sowie jene Briefe und Karten, die von den Heimatländern ins Ausland beziehungsweise an kriegsgefangene Männer gingen, stichprobenartig kontrollierte.¹⁵ Auf der Basis dessen erstellte man seit 1916 umfangreiche, mit zahllosen Briefzitate bestückte Monatsberichte über die „Stimmung der Bevölkerung“, die den Militärs und den Regierungen, aber auch der heutigen Geschichtswissenschaft, als wichtige Quelle dien(t)en.¹⁶

Schließlich folgt die historiographische Auswertung des Genres noch in einer anteils ausschließlich Soldatenbriefe behandelt und sein Konzept der „Heimatfront“ ohne jedes Augenmerk für die Kategorie Geschlecht entwickelt – obwohl er auf den Versand von Liebesgaben fokussiert, in deren Aufbringung Frauen und Mädchen maßgeblich eingebunden waren.

12 Vor diesem Problem standen jene Fallstudien, die der eingangs erwähnten Forschungstendenz entgegenstehen, indem sie auf Veränderungen im subjektiven Erleben einzelner Soldaten fokussieren. Die Briefe ihrer weiblichen Angehörigen waren nicht oder kaum mehr erhalten: *Knoch*, *Kriegserlebnis*, 95 u. 107, Anm. 3; *Kühn*, „Die Freude am Krieg“, 95; *Klara Löffler*, *Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem zweiten Weltkrieg*, Bamberg 1992, 21, 75–162. *Ziemann*, *Front und Heimat*, verdankt die Möglichkeit, verschiedenste Briefe bayerischer Bäuerinnen einzubeziehen, v. a. einem singulären Bestand, der sog. „Schimmeriana“, zusammengestellt von Adolf Schinnerer ab März 1917. Der Gesamtbestand umfaßt rund tausend Briefauszüge. Vgl. ebd., 28.

13 Zit. nach *Paul Höger*, *Das Post- und Telegraphenwesen im Weltkrieg*, in: *Studien und Dokumente zur österreichisch-ungarischen Feldpost im Ersten Weltkrieg*, Redaktion Joachim Gatterer und Walter Lukan, Wien 1989, 23–55, hier 40. Der preußische Generalstabschef Graf von Moltke starb im Jahre 1891.

14 Vgl. die Dienstvorschrift E-47 mit dem Titel „k. u. k. Feldpost“, Normalverordnungsblatt für das k. u. k. Heer, 18. Stück, Wien 1913.

15 Die Effektivität dessen wird unterschiedlich eingeschätzt, auch in Hinblick auf verschiedene Länder. So wertet *Spann*, *Vom Leben im Kriege*, 149, das Zensurnetz der k. u. k. Monarchie in der Ara Stürgkh (d. h. bis zur Ermordung des Ministerpräsidenten durch Friedrich Adler im Oktober 1916) als fast lückenlos und nahezu perfekt, während *Ulrich*, *Die Augenzeugen*, 79 ff. die mangelnde Effektivität der reichsdeutschen Zensur betont.

16 Im Deutschen Reich wurden solche Überwachungsberichte im Zuge der Einrichtung eigener Postüberwachungsstellen ab April 1916 zusammengestellt. Vgl. *Ziemann*, *Feldpostbriefe*, 164; *Ulrich*, *Die Augenzeugen*, 89 ff. In Österreich-Ungarn erfolgte die Zentralisierung der Zensur wie die Erstellung von Monatsberichten auf der Basis der zensurierten Briefe ab Ende 1916. Vgl. *Spann*, *Vom Leben im Kriege*, 150.

deren Hinsicht dem Primat der Kriegsgesellschaft: Auch die zeitgenössische Publizistik der Jahre 1914/18 favorisierte soldatische Feldpost – in einem Ausmaß, das Bernd Ulrich als „Herrschaft des Feldpostbriefes“¹⁷ charakterisiert hat. Sie zeigten eine Ummenge von Anthropologien¹⁸ und eigens eingerichteten Seiten oder Rubriken in Tageszeitungen, die als authentisch gepriesene, von Patriotismus und Kampfesgeist getragene Stimmen „aus dem Felde“¹⁹ veröffentlichten, um die „Seele der Front“²⁰ zu bezeugen. Das Ausmaß dessen provozierte sogar offizielle Einschänkungen der Vermarktung von Soldatenpost.²¹ Umgekehrt wurden solche Zeugnisse von staatlichen oder militärischen Institutionen selbst mehr oder weniger systematisch gesammelt und dokumentiert, mit zum Teil weitreichenden Perspektiven auf eine spätere Geschichtsschreibung des Krieges.²² Auch viele Schulen, Frauenvereine und offizielle Kriegsfürsorge-Initiativen druckten in ihren Tätigkeitsberichten damit ebenso an der Konjunktur der Feldpost wie so manche Angehörige von gefallen Männern, die zugunsten einer Teilhabe an der durch die Presse vermittelten Öffentlichkeit nicht davor zurückscheuten, die hinterlassene Feldpost ihrer Söhne oder Brüder bereits während des Krieges zu publizieren.²⁴

Die breite öffentliche Inszenierung der Feldpost bezog sich also vor allem auf ein durch die Medien künstlich vereinheitlichtes männliches „Kriegserlebnis“. Sein weibliches Pendant blieb in der ersten Zeit des Krieges meist vorausgesetzt und jenem offiziellen Diskurs eingewoben, der zu Kriegsbeginn eine Inkarnation des bürgerlichen Frauenideals des 19. Jahrhunderts vorantrieb.²⁵ Unterstrichen wurden da-

mit insbesondere die angeblich natürlichen Rollen und Aufgaben der Frauen, ihre „soziale Mutterschaft“, was sich vor allem im Bild der Kriegskrankenschwester²⁶ oder in ähnlich populären Liebesgaben-Initiativen²⁷ verdrichtete. Erst in den späteren Kriegsjahren wurde das gesellschaftliche Paradigma der „Frau im Kriege“ verstärkt Gegenstand konkurrierender Definitionen,²⁸ und das Schlagwort der kriegsbedingten „Frauenemanzipation“ gewann an Kraft. Doch obwohl Frauen im Laufe des Krieges unbestreitbar neue Räume und neue Rechte für sich in Anspruch nahmen, blieb immer „der Front und den Frontkämpfern uneingeschränkt die ökonomische, soziale und kulturelle Priorität“ eingeräumt.²⁹ Das zeigte sich auch an den zunehmend dichter lancierten Vorgaben für die weiblichen Kriegsbriefe: Frauen wurden dazu angehalten, nur „Sonntagsbriefe“ oder „starke, fröhliche Briefe“³⁰ ins Feld zu schicken, um den Kampfesgeist oder das Durchhaltevermögen ihrer Männer nicht zu unterminieren, und galten in diesem Sinne als für den Kriegsverlauf verantwortlich: „Dachtest du daran, daß du durch deine Klagen ihre Waffen stumpf und ihren Blick trübe machst?“ hieß es etwa in einer deutschen Schützengrabenzeitung als Ermahnung.³¹ Der moralische Druck verstärkte sich mit der Zunahme des Protests über die schlechte Versorgung mit Lebensmitteln und angesichts der Erfahrung, daß sich auch die feindliche Propaganda der bei toten Soldaten und Gefangenen gefundenen „Jammerbriefe“ ihrer Frauen bediente.³² Konfrontiert mit ihrer als gefährlich gewerteten Verbreitung ließ das Deutsche Reich eigene Informationsbroschüren anfertigen, auf denen es hieß: „Keine Jammerbriefe mehr“, weil sie einer „echt deutschen Frau“ unwürdig seien.³³ Die österreichische Zensur ging verstärkt dazu

17 Ulrich, Die Augenzeugen, 106.

18 Vgl. z. B. Max Winter (Hg.), Der österreichisch-ungarische Krieg in Feldpostbriefen, 2 Bände, München-Wien 1915; Soldatenbriefe aus dem Weltkrieg 1914. Gesammelt von Georg Erlenberg, Hauptmann, Prag 1914. Zur Konjunktur solcher Anthropologien und zu weiteren Titeln vgl. Ulrich, Feldpostbriefe, 40; Ders., Die Augenzeugen, 108 ff.

19 Vgl. z. B. „Aus unserer Feldpostmappe“ in der österreichischen „Illustrierte Kronen-Zeitung“, die „Soldatengröße aus dem Felde“ ab Januar 1915 auch in mehreren Heften veröffentlichte; Winter (Hg.), Der österreichisch-ungarische Krieg, ist v. a. eine Zusammenstellung von schon zuvor in diversen Tageszeitungen veröffentlichten Feldpostbriefen.

20 Ulrich, Die Augenzeugen, 304.

21 Vgl. für Bayern: Brocks/Ziemann, „Vom Soldatenleben“, 120.

22 Ulrich, „Militärgeschichte von unten“, 483 ff., mit dem Hinweis darauf, daß die Idee auf einem Vorschlag des öst.-ung. Armeekorpskommandos beruhe; Ders., Die Augenzeugen, 150 ff.

23 Vgl. z. B. Josefine Edle v. Krepl, Soldatendank, in: Almanach des Kriegsjahres 1914/15 der patriotischen Frauen Österreichs, Wien o. J., 79–81; Hilfsaktion des Kriegsfürsorgemites „Kälteschutz“ (Hg.), Kälteschutz 1914–1915, Wien o. J., 22–16; Jakob Löwenberg, Kriegstagebuch einer Mädchenschule, Berlin 1916, 47–81, sowie zahlreiche Jahresberichte von Mädchenschulen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges.

24 Vgl. Ulrich, Die Augenzeugen, 112 ff., und als Beispiel aus Österreich: Zum Andenken an Robert R. v. Winterhalder. Seine Kriegskorrespondenz und seine Dichtungen, hg. von seinem Vater, Wien 1916.

25 Vgl. dazu, in Hinblick auf Ergebnisse der Frauen- und Geschlechtergeschichte in mehreren europäischen Ländern Françoise Thébaud, Der Erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung, in: Dies. (Hg.), 20. Jahrhundert (= Geschichte der Frauen, hg. von Georges Duby/Michèle Perrot, Bd. 5), Frankfurt a. M.–New York 1995, 38; vgl. die ähnliche These bei George L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart 1993, 79; Jo Kellacott, Feminist Consciousness and the First World War, in: History Workshop 23 (1987), 81–101, hier 88.

26 Vgl. Regina Schulte, Die Schwester des kranken Kriegers. Krankenpflege im Ersten Weltkrieg als Forschungsproblem, in: BIOS 7 (1994), 83–100.

27 Zur Popularität und zur Organisation dieser Kriegsfürsorge-Aktivitäten vgl. Christa Hämmerle, „Habt Dank, Ihr Wiener Mägdelein ...“. Soldaten und weibliche Liebesgaben im Ersten Weltkrieg, in: L'Homme. Z. F. G. 8 (1997), H. 1, 132–154; Dies., „Wir stricken und nähen Wäsche für Soldaten.“ Von der Militarisierung des Handarbeitens im Ersten Weltkrieg, in: L'Homme. Z. F. G. 3 (1992), H. 1, 88–128.

28 Vgl. Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989, 25 f.

29 Thebaud, Der Erste Weltkrieg, 57. Vgl. dazu auch Margret R. Higgenel/Parice, L. R. Higgenel, The Double Helix, in: Margaret R. Higgenel/Jane Jenson u. a. (Hg.), Behind the Lines. Gender and the Two World Wars, New Haven–London 1987, 31–47, hier 34 ff.

30 Malitia von Rundstedt, Der Schützengraben der deutschen Frau, Stendal 1916, 6; Hermann Priebel, Kriegerfrauen! Helft euren Männern gewinnen! Sieben ernste Bitten an die Frauen und Mütter unserer tapferen Feldgrauen, Berlin 1916, 6; beide zit. in Ulrich, Die Augenzeugen, 163, 166. Im Zweiten Weltkrieg waren solche an Frauen gerichtete Appelle dann besonders zahlreich. Vgl. für England und die USA: Jolly, Brief, Moral und Geschlecht 175 f., 182–187; Litoff/Smith, „Macht Euren Job“, 307–310.

31 „Der Drahtverhau“ 2, Nr. 28, Mai 1917, Artikel „Deutsche Frau, merk auf!“, zit. in Anne Lipp, Heimatwahrnehmung und soldatisches „Kriegserlebnis“, in: Hirschfeld u. a. (Hg.), Kriegserfahrungen, 225–242, hier 234, Ebd., 233, weist Lipp darauf hin, daß Soldaten in solchen Zeitungen wiederholt dazu aufgegriffen wurden, ihren Frauen nahezu legen, keine „Jammerbriefe“ mehr zu schreiben.

32 Ulrich, Die Augenzeugen, 167 f. Zur Bedeutung der „Jammerbriefe“ deutscher Frauen vgl. auch Daniel, Arbeiterfrauen, 149 f.

33 Ulrich, Feldpostbriefe, 61; Ders./Benjamin Ziemann (Hg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg.

deren Hinsicht dem Primat der Kriegsgesellschaft: Auch die zeitgenössische Publizistik der Jahre 1914/18 favorisierte soldatische Feldpost – in einem Ausmaß, das Bernd Ulrich als „Herrschaft des Feldpostbriefes“¹⁷ charakterisiert hat. Sie zeitigte eine Unmenge von Anthologien¹⁸ und eigens eingerichteten Seiten oder Rubriken in Tageszeitungen, die als authentisch gepriesene, von Patriotismus und Kampfesgeist getragene Stimmen „aus dem Felde“¹⁹ veröffentlichten, um die „Seele der Front“²⁰ zu bezeugen. Das Ausmaß dessen provozierte sogar offizielle Einschränkungen der Vermarktung von Soldatenpost.²¹ Umgekehrt wurden solche Zeugnisse von staatlichen oder militärischen Institutionen selbst mehr oder weniger systematisch gesammelt und dokumentiert, mit zum Teil weitreichenden Perspektiven auf eine spätere Geschichtsschreibung des Krieges.²² Auch viele Schulen, Frauenvereine und offizielle Kriegsfürsorge-Initiativen druckten in ihren Tätigkeitsberichten Dankeschreiben von beschenkten und betreuten Soldaten ab.²³ Sie partizipierten damit ebenso an der Konjunktur der Feldpost wie so manche Angehörige von gefallen Männern, die zugunsten einer Teilhabe an der durch die Presse vermittelten Öffentlichkeit nicht davor zurückscheuten, die hinterlassene Feldpost ihrer Söhne oder Brüder bereits während des Krieges zu publizieren.²⁴

Die breite öffentliche Inszenierung der Feldpost bezog sich also vor allem auf ein durch die Medien künstlich vereinheitlichtes männliches ‚Kriegserlebnis‘. Sein weibliches Pendant blieb in der ersten Zeit des Krieges meist vorausgesetzt und jenem offiziellen Diskurs eingewoben, der zu Kriegsbeginn eine Inkarnation des bürgerlichen Frauenideals des 19. Jahrhunderts vorantrieb.²⁵ Unterstrichen wurden da-

17 Ulrich, Die Augenzeugen, 106.

18 Vgl. z. B. Max Winter (Hg.), Der österreichisch-ungarische Krieg in Feldpostbriefen, 2 Bände, München-Wien 1915; Soldatenbriefe aus dem Weltkrieg 1914. Gesammelt von Georg Erlenburg, Hauptmann, Prag 1914. Zur Konjunktur solcher Anthologien und zu weiteren Titeln vgl. Ulrich, Feldpostbriefe, 40; Ders., Die Augenzeugen, 108 ff.

19 Vgl. z. B. „Aus unserer Feldpostmappe“ in der österreichischen ‚Illustrierte Kronen-Zeitung‘, die ‚Soldatengröße aus dem Felde‘ ab Januar 1915 auch in mehreren Heften veröffentlichte. Winter (Hg.), Der österreichisch-ungarische Krieg, ist v. a. eine Zusammenstellung von schon zuvor in diversen Tageszeitungen veröffentlichten Feldpostbriefen.

20 Ulrich, Die Augenzeugen, 304.

21 Vgl. für Bayern: Brocks/Ziemann, „Vom Soldatenleben“, 120.

22 Ulrich, „Militärgeschichte von unten“, 483 ff., mit dem Hinweis darauf, daß die Idee auf einem Vorschlag des öst.-ung. Armeekorpskommandos beruhte; Ders., Die Augenzeugen, 150 ff.

23 Vgl. z. B. Josefina Edle v. Krepl, Soldatendank, in: Almanach des Kriegsjahres 1914/15 der patriotischen Frauen Österreichs, Wien o. J., 79–81; Hilfsaktion des Kriegsfürsorgeamtes „Kaltenschutz“ (Hg.), Kälteschutz 1914–1915, Wien o. J., 22–16; Jakob Loewenberg, Kriegstagebuch einer Mädchenschule, Berlin 1916, 47–81, sowie zahlreiche Jahresberichte von Mädchenschulen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges.

24 Vgl. Ulrich, Die Augenzeugen, 112 ff., und als Beispiel aus Österreich: Zum Andenken an Robert R. v. Winterhalder. Seine Kriegskorrespondenz und seine Dichtungen, hg. von seinem Vater, Wien 1916.

25 Vgl. dazu, in Hinblick auf Ergebnisse der Frauen- und Geschlechtergeschichte in mehreren europäischen Ländern Françoise Thébaud, Der Erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung, in: Dies. (Hg.), 20. Jahrhundert (= Geschichte der Frauen, hg. von Georges Duby/Michelle Perrot, Bd. 5), Frankfurt a. M.–New York 1995, 38; vgl. die ähnliche These bei George L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart 1993, 79; Jo Vellacott, Feminist Consciousness and the First World War, in: History Workshop 23 (1987), 81–101, hier 88.

mit insbesondere die angeblich natürlichen Rollen und Aufgaben der Frauen, ihre „soziale Mutterschaft“, was sich vor allem im Bild der Kriegsfrankenschwester²⁶ oder in ähnlich populären Liebesgaben-Initiativen²⁷ verdichtete. Erst in den späteren Kriegsjahren wurde das gesellschaftliche Paradigma der „Frau im Kriege“ verstärkt Gegenstand konkurrierender Definitionen,²⁸ und das Schlagwort der kriegsbedingten „Frauenemanzipation“ gewann an Kraft. Doch obwohl Frauen im Laufe des Krieges unbestreitbar neue Räume und neue Rechte für sich in Anspruch nahmen, blieb immer „der Front und den Frontkämpfern uneingeschränkt die ökonomische, soziale und kulturelle Priorität“ eingeräumt.²⁹ Das zeigte sich auch an den zunehmend dichter lancierten Vorgaben für die weiblichen Kriegsbriefe: Frauen wurden dazu angehalten, nur „Sonntagsbriefe“ oder „starke, fröhliche Briefe“³⁰ ins Feld zu schicken, um den Kampfesgeist oder das Durchhaltevermögen ihrer Männer nicht zu unterminieren, und galten in diesem Sinne als für den Kriegsverlauf verantwortlich: „Dachtest du daran, daß du durch deine Sorgen und Nöte nur noch verantwortlich machst?“ hieß es etwa in einer deutschen Schützengrabenzeitung als Ermahnung.³¹ Der moralische Druck verstärkte sich mit der Zunahme des Protests über die schlechte Versorgung mit Lebensmitteln und angesichts der Erfahrung, daß sich auch die feindliche Propaganda der bei toten Soldaten und Gefangenen gefundenen „Jammerbriefe“ ihrer Frauen bediente.³² Konfrontiert mit ihrer als gefährlich gewerteten Verbreitung ließ das Deutsche Reich eigene Informationsbroschüren anfertigen, auf denen es hieß: „Keine Jammerbriefe mehr“, weil sie einer „echt deutschen Frau“ unwürdig seien.³³ Die österreichische Zensur verstärkte dazu

26 Vgl. Regina Schultze, Die Schwester des kranken Kriegers. Krankenpflege im Ersten Weltkrieg als Forschungsproblem, in: BIOS 7 (1994), 83–100.

27 Zur Popularität und zur Organisation dieser Kriegsfürsorge-Aktivitäten vgl. Christa Hämmerle, „Habt Dank, ihr Wiener Mägdelein ...“ Soldaten und weibliche Liebesgaben im Ersten Weltkrieg, in: L'Homme. Z. F. G. 8 (1997), H. 1, 132–154; Dies., „Wir strickten und nähten Wäsche für Soldaten.“ Von der Militarisierung des Handarbeitens im Ersten Weltkrieg, in: L'Homme. Z. F. G. 3 (1992), H. 1, 88–128.

28 Vgl. Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989, 25 f.

29 Thébaud, Der Erste Weltkrieg, 57. Vgl. dazu auch Margret R. Higgonel/Patrice L. R. Higgonel, The Double Helix, in: Margret R. Higgonel/Jane Jensen u. a. (Hg.), Behind the Lines. Gender and the Two World Wars, New Haven–London 1987, 31–47, hier 34 ff.

30 Malita von Rundsiedt, Der Schützengraben der deutschen Frau, Stendal 1916, 6; Hermann Priebe, Kriegerfrauen! Helft euren Männern gewinnen! Sieben ernste Bitten an die Frauen und Mütter unserer tapferen Feldgrauen, Berlin 1916, 6; beide zit. in Ulrich, Die Augenzeugen, 163, 166. Im Zweiten Weltkrieg waren solche an Frauen gerichtete Appelle dann besonders zahlreich. Vgl. für England und die USA: Jolly, Brief, Moral und Geschlecht 175 f., 182–187; Litoff/Smith, „Macht Euren Job“, 307–310.

31 „Der Drahtverhau“ 2, Nr. 28, Mai 1917, Artikel „Deutsche Frau, merk auf!“, zit. in Anne Lipp, Heimatwahrnehmung und soldatisches „Kriegserlebnis“, in: Hirschfeld u. a. (Hg.), Kriegserfahrungen, 225–242, hier 234. Ebd., 233, weist Lipp darauf hin, daß Soldaten in solchen Zeitungen wiederholt dazu aufgerufen wurden, ihren Frauen nahezu legen, keine „Jammerbriefe“ mehr zu schreiben.

32 Ulrich, Die Augenzeugen, 167 f. Zur Bedeutung der „Jammerbriefe“ deutscher Frauen vgl. auch Daniel, Arbeiterfrauen, 149 f.

33 Ulrich, Feldpostbriefe, 61; Ders./Benjamin Ziemann (Hg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg.

über ‚weibliche ‚Klagebriefe‘, versehen mit einer entsprechenden Belehrung, zu re-tournieren.³⁴

Anders als der main-stream der heutigen Feldpostforschung erkannten die Oberleuten der Kriegsjahre 1914/18 also durchaus, daß sich die Korrespondenzen von Männern und Frauen wechselseitig bedingten – eben in der Tat Kommunikation zwischen ‚Heimat‘ und ‚Front‘ darstellten. Man fürchtete offenbar ihre letztlich nicht zu kontrollierende Verwobenheit, da sie die entlang der Geschlechterdichotomie organisierte offizielle Ordnung der Kriegsgesellschaft unterminierte. Der Logik des polaren Modells entsprechend, blieben die männliche und weibliche Feldpost selbst dort aufeinander bezogen, wo die vielbetonte Differenz der jeweiligen Erfahrungen und Sinnstiftungen zwischen ‚Heimat‘ und ‚Front‘ ihren Inhalt beherrschte. Gerade das wird häufig übersehen, wenn in Anlehnung an den zeitgenössischen Diskurs vor allem die fundamentale Trennung der Geschlechter im Krieg unterstrichen und im Zusammenhang damit eine – meist statisch gesetzte – Dichotomie von ‚Heimat‘ und ‚Front‘ verabsolutiert wird.³⁵ So bleibt die prinzipielle Interdependenz von – mehr oder weniger differierten – Wahrnehmungs-, Erlebnis- und Sichtweisen ausgeblendet, die den Dialog zwischen einem Briefschreiber und einer Briefschreiberin im Laufe des Krieges konstituierte; die wichtige Frage nach Stabilität oder Wandel entsprechender Äußerungen und Einstellungen im Kontext biographischer oder struktureller Bedingungen³⁶ stellt sich nicht.

Damit aber wird eine Perspektive eröffnet, die Kriegsbriefe stärker in die persönlichen Lebenszusammenhänge ihrer Autorinnen und Autoren einzubinden sucht und dabei von einem ‚inneren‘ Zusammenhang der Kriegserfahrungen an der ‚Front‘ und in der ‚Heimat‘ ausgeht.³⁷ Das erfordert den gleichwertigen Blick auf die Geschlechter und deren Interaktion im Kriege – eine Herangehensweise also, die beiden Seiten einer Briefkommunikation den Status handelnder Subjekte zubilligt. So kann die Bedeutung der Feldpost als vielfach einziges ‚Bindglied‘ zwischen Männern und Frauen der Kriegsgesellschaft ausgelotet werden, was ich im folgenden am Beispiel der überlieferten Feldpost eines Wiener Liebes- und Ehepaars zur Diskussion stellen möchte. Wie zahllose andere, ist sie nur in Fragmenten vorhanden, und dennoch selten umfangreich: Überliefert sind weit über hundert mehrseitige, dicht beschriebene Briefe und fast ebenso viele Bildpost- und Ansichtskarten oder vorgedruckte Feldpost-Korrespondenzkarten aus verschiedenen Phasen des Krieges.³⁸ Sie ermöglichen trotz der zahlreichen Lücken und Durchbre-

chungen der dialogischen Struktur eine erfahrungsgeschichtlich orientierte Analyse, die auch daraus schöpft, daß die Perspektive der einen Seite häufig auf ihre Rezeption in der Wahrnehmung der anderen Seite reduziert bleibt. Indem sich so das jeglichem Briefwechsel eigene ‚Spannungsverhältnis von Selbst- und Fremdentwurf‘³⁹ noch steigert, gewinnt meine These der untrennbaren Verflochtenheit der Feldpost zwischen den Geschlechtern an Kontur. Ich möchte sie an jenen inhaltlichen Leitlinien exemplifizieren, die in der Forschungsliteratur zur Feldpost häufig diskutiert werden: der Frage nach Konzeptionen von Normalitäten im Kontext der gesamtgesellschaftlichen Krise eines Krieges, der in vielerlei Hinsicht bereits ein „totaler“ war und ein bis dato unbekanntes Ausmaß der Mobilisierung und der Ver-nichtung von Menschenleben mit sich brachte.

2. „Schreib! Schreib!! Schreib!“ – Feldpost in der neuen Geographie des Krieges

Warum sollten die zwischen einem Paar in der Trennungssituation des Krieges ausgetauschten Briefe und Karten nicht Stück für Stück, Tag für Tag aufeinander bezogen gewesen sein – selbst dann, wenn ein Dialog verunmöglicht wurde, in Monologe zerfiel oder aber einen über die Parbeziehung hinausgreifenden Charakter annahm? Für Christl Lang und Leopold Wolf galt das in besonderem Maße. Sie hatten sich erst zu Neujahr 1914 kennengelernt, im Sommer darauf brach der Krieg aus. Als sogenannter Einjährig-Freiwilliger, dessen militärische Laufbahn nach dem Abschluß einer höheren Baufachschule im Oktober 1910 begonnen hatte, wurde Leopold Wolf, nunmehr Kadett in der Reserve, sofort zu einer Mörser-Division des 7. schweren Artillerie-Regiments der k. u. k. Armee eingezogen. Er kam zuerst nach Belgien und Frankreich, dann nach Polen und nach Rußland an den östlichen Kriegsschauplatz.⁴⁰ Ab dem Februar 1916 war er unterbrochen durch eine viermonatige Phase nach einer Verwundung Ende Mai 1916,⁴¹ im Karstgebiet und schließlich nahe dem südlichen Frontabschnitt zwischen Italien und Österreich-Ungarn stationiert. Dazwischen erhielt er nur selten Heimaturlaub. Trotzdem wurde 1915 Verlobung gefeiert und im April 1917 geheiratet. Im Frühjahr 1918 kam eine Toch-

Frauenachlässe“ am Institut für Geschichte der Universität Wien archiviert. Für die Überlassung danke ich Christine Katari, der Tochter des Paares.

³⁹ Anita Ringel/Lieselotte Steinbrügge, Einleitung, in: Dies (Hg.), Die Frau im Dialog. Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes, Stuttgart 1991, 7–11, hier 9f.

⁴⁰ Vgl. Osterreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Kriegsministerium (KM), Personalakten Wien, Kar. 1349, Hauptgrundbuchblatt, Kar. 3831, Makularparce.

⁴¹ In der Korrespondenz gibt einen Hinweis darauf allein ein nachträglicher Vermerk Christls auf einem Briefkuvert vom 26. Februar 1916. Die Verwundung Leopolds erfolgte im Zuge der k. u. k. Südtirol-Offensive, die am 15. Mai 1916 begann. In einem Brief vom 7. November 1916 erwähnt Christl zudem, daß Leopold im Sommer desselben Jahres an einer schweren Rippenfellentzündung erkrankt war. Erst eine Karte vom 12. Oktober 1916 belegt dann die Fortsetzung seines Kriegseinsatzes. Der Entlassungsschein weist eine Granatsplitterverwundung Leopold Wolfs am linken Fuß als „schwere Verletzung“ aus und datiert sie mit dem 20. Mai 1916.

Wahn und Wirklichkeit, Frankfurt a. M. 1994, 114.

³⁴ Vgl. Spann, Vom Leben im Kriege, 153.

³⁵ Vgl. dazu auch Gerd Krimmich, Kriegsfrot – Heimatfront, in: Hirschfeld u. a. (Hg.), Kriegserfahrungen, 12–19, hier 18f., der eine starre Konzeption von ‚Front‘ und ‚Heimat‘ als dichotome Realitäten problematisiert, indem er darauf verweist, daß „die auseinanderrühenden Erlebniswelten von ‚Feld‘ und ‚Heimat‘ gleichwohl strikt aufeinander bezogen blieben.“

³⁶ Vgl. Martin Humburg, Deutsche Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg. Eine Bestandsaufnahme, in: Vogel u. a. (Hg.), Andere Helme, 13–35, hier 19, 25.

³⁷ Vgl. Ziemann, Front und Heimat, 18ff., bes. 21, der auch die methodischen Prämissen einer ‚Front und Heimat übergreifenden Erfahrungsgeschichte“ reflektiert.

³⁸ Die Korrespondenz, aus der ich im folgenden originalgetreu zitiere, ist in der „Sammlung

über, weibliche „Klagebriefe“, versehen mit einer entsprechenden Belehrung, zu re-tournieren.³⁴

Anders als der main-stream der heutigen Feldpostforschung erkannten die Obrigkeit der Kriegsjahre 1914/18 also durchaus, daß sich die Korrespondenzen von Männern und Frauen wechselseitig bedingten – eben in der Tat Kommunikation zwischen ‚Heimat‘ und ‚Front‘ darstellten. Man fürchtete offenbar ihre letztlich nicht zu kontrollierende Verbundenheit, da sie die entlang der Geschlechterdichotomie organisierte offizielle Ordnung der Kriegsgesellschaft unterminierte. Der Logik des polaren Modells entsprechend, blieben die männliche und weibliche Feldpost selbst dort aufeinander bezogen, wo die vielbetonte Differenz der jeweiligen Erfahrungen und Sinnstiftungen zwischen ‚Heimat‘ und ‚Front‘ ihren Inhalt beherrschte. Gerade das wird häufig übersehen, wenn in Anlehnung an den zeitgenössischen Diskurs vor allem die fundamentale Trennung der Geschlechter im Krieg unterstrichen und im Zusammenhang damit eine – meist statisch gesetzte – Dichotomie von ‚Heimat‘ und ‚Front‘ verabsolutiert wird.³⁵ So bleibt die prinzipielle Interdependenz von – mehr oder weniger differenten – Wahrnehmungs-, Erlebnis- und Sichtweisen ausgeblendet, die den Dialog zwischen einem Briefschreiber und einer Briefschreiberin im Laufe des Krieges konstituierte; die wichtige Frage nach Stabilität oder Wandel entsprechender Äußerungen und Einstellungen im Kontext biographischer oder struktureller Bedingungen³⁶ stellt sich nicht.

Damit aber wird eine Perspektive eröffnet, die Kriegsbriefe stärker in die persönlichen Lebenszusammenhänge ihrer Autorinnen und Autoren einzubinden sucht und dabei von einem ‚inneren‘ Zusammenhang der Kriegserfahrungen an der ‚Front‘ und in der ‚Heimat‘ ausgeht.³⁷ Das erfordert den gleichwertigen Blick auf die Geschlechter und deren Interaktion im Kriege – eine Herangehensweise also, die beiden Seiten einer Briefkommunikation den Status handelnder Subjekte zubilligt. So kann die Bedeutung der Feldpost als vielfach einziges ‚Bindeglied‘ zwischen Männern und Frauen der Kriegsgesellschaft ausgelotet werden, was ich im folgenden am Beispiel der überlieferten Feldpost eines Wiener Liebes- und Ehepaars zur Diskussion stellen möchte. Wie zahllose andere, ist sie nur in Fragmenten vorhanden, und dennoch selten umfangreich: Überliefert sind weit über hundert mehrseitige, dicht beschriebene Briefe und fast ebenso viele Bildpost- und Ansichtskarten oder vorgedruckte Feldpost-Korrespondenzkarten aus verschiedenen Phasen des Krieges.³⁸ Sie ermöglichen trotz der zahlreichen Lücken und Durchbre-

Wahn und Wirklichkeit, Frankfurt a. M. 1994, 114.

³⁴ Vgl. *Spann*, Vom Leben im Kriege, 153.

³⁵ Vgl. dazu auch *Gerd Krumeich*, Kriegsfrot – Heimatfront, in: Hirschfeld u. a. (Hg.), Kriegserfahrungen, 12–19, hier 18 f., der eine starre Konzeption von ‚Front‘ und ‚Heimat‘ als dichotome Realitäten problematisiert, indem er darauf verweist, daß „die auseinanderdriftenden Erlebniswelten von ‚Feld‘ und ‚Heimat‘ gleichwohl strikt aufeinander bezogen blieben.“

³⁶ Vgl. *Martin Humburg*, Deutsche Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg. Eine Bestandsaufnahme, in: Vogel u. a. (Hg.), Andere Helme, 13–35, hier 19, 25.

³⁷ Vgl. *Ziemann*, Front und Heimat, 18 ff., bes. 21, der auch die methodischen Prämissen einer „Front und Heimat übergreifenden Erfahrungsgeschichte“ reflektiert.

³⁸ Die Korrespondenz, aus der ich im folgenden originalgetreu zitiere, ist in der „Sammlung

chungen der dialogischen Struktur eine erfahrungsgeschichtlich orientierte Analyse, die auch daraus schöpft, daß die Perspektive der einen Seite häufig auf ihre Rezeption in der Wahrnehmung der anderen Seite reduziert bleibt. Indem sich so das jeglichem Briefwechsel eigene „Spannungsverhältnis von Selbst- und Fremdentwurf“³⁹ noch steigert, gewinnt meine These der untrennbaren Verbundenheit der Feldpost zwischen den Geschlechtern an Kontur. Ich möchte sie an jenen inhaltlichen Leitlinien exemplifizieren, die in der Forschungsliteratur zur Feldpost häufig diskutiert werden: der Frage nach Konzeptionen von Normalitäten im Kontext der gesamtgesellschaftlichen Krise eines Krieges, der in vielerlei Hinsicht bereits ein „totaler“ war und ein bis dato unbekanntes Ausmaß der Mobilisierung und der Ver-nichtung von Menschenleben mit sich brachte.

2. „Schreib! Schreib!! Schreib!“ – Feldpost in der neuen Geographie des Krieges

Warum sollten die zwischen einem Paar in der Trennungssituation des Krieges ausgetauschten Briefe und Karten nicht Stück für Stück, Tag für Tag aufeinander bezogen gewesen sein – selbst dann, wenn ein Dialog verunmöglicht wurde, in Monologe zerfiel oder aber einen über die Paarbeziehung hinausgreifenden Charakter annahm? Für Christl Lang und Leopold Wolf galt das in besonderem Maße. Sie hatten sich erst zu Neujahr 1914 kennengelernt, im Sommer darauf brach der Krieg aus. Als sogenannter Einjährig-Freiwilliger, dessen militärische Laufbahn nach dem Abschluß einer höheren Baufachschule im Oktober 1910 begonnen hatte, wurde Leopold Wolf, nunmehr Kadett in der Reserve, sofort zu einer Mörser-Division des 7. schweren Artillerie-Regiments der k. u. k. Armee eingezogen. Er kam zuerst nach Belgien und Frankreich, dann nach Polen und nach Rußland an den östlichen Kriegsschauplatz.⁴⁰ Ab dem Februar 1916 war er, unterbrochen durch eine viermonatige Phase nach einer Verwundung Ende Mai 1916,⁴¹ im Karstgebiet und schließlich nahe dem südlichen Frontabschnitt zwischen Italien und Österreich-Ungarn stationiert. Dazwischen erhielt er nur selten Heimaturlaub. Trotzdem wurde 1915 Verlobung gefeiert und im April 1917 geheiratet. Im Frühjahr 1918 kam eine Toch-

Frauenachlässe“ am Institut für Geschichte der Universität Wien archiviert. Für die Überlassung danke ich Christine Katai, der Tochter des Paares.

³⁹ *Anita Runge/Lieselotte Steinbrügge*, Einleitung, in: Dies. (Hg.), Die Frau im Dialog. Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes, Stuttgart 1991, 7–11, hier 9 f.

⁴⁰ Vgl. Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Kriegsministerium (KM), Personalakten Wien, Kar. 1349, Hauptgrundbuchblatt, Kar. 3831, Makularpar. 4.

⁴¹ In der Korrespondenz gibt einen Hinweis darauf allein ein nachträglicher Vermerk Christls auf einem Briefkuvert vom 26. Februar 1916. Die Verwundung Leopolds erfolgte im Zuge der k. u. k. Südtirol-Offensive, die am 15. Mai 1916 begann. In einem Brief vom 7. November 1916 erwähnt Christl zudem, daß Leopold im Sommer desselben Jahres an einer schweren Rippenfellentzündung erkrankt war. Erst eine Karte vom 12. Oktober 1916 belegt dann die Fortsetzung seines Kriegseinsatzes. Der Entlassungsschein weist eine Granatsplitterverwundung Leopold Wolfs am linken Fuß als „schwere Verletzung“ aus und datiert sie mit dem 20. Mai 1916.

ter zur Welt. Christl Wolf lebte in diesem Jahr abwechselnd in Wien und auf dem Land, während Leopold bis zuletzt im Kriegseinsatz blieb.

Aufgrund solcher Lebenszusammenhänge und der Dynamik einer Liebesbeziehung, die sich erst im Laufe des Krieges konstituierte und festigte, spielte die Feldpost für die beiden eine äußerst wichtige und wirklichkeitsstiftende Rolle. Sie schrieben sich häufig, mitunter täglich – und mußten doch oft lange auf Post des anderen warten, was deren Bedeutung als „Lebenszeichen und Liebesbeweise“⁴² noch steigerte, wie zum Beispiel am 5. Dezember 1916, als Christl Lang festhielt: „Ich war gerade 8 Tage ohne Nachricht von Dir und befand mich dementsprechend in Aufregung. Seit gestern atme ich wieder auf.“⁴³ Denn die Rahmenbedingungen für die private Korrespondenz im Ersten Weltkrieg waren häufig schlecht, trotz der Bemühungen der Obrigkeiten, die immense Postflut effektiv zu organisieren, um dem ständig drohenden Urmut „Herr“ zu werden. Die vielen Hindernisse reichten von Beförderungsproblemen über die zahlreichen, vor allem vor Offensiven oder bei Überlastung der Feldpost verhängten Postsperrren⁴³ hin zum Verlust mobiler Feldpostämter, so daß viele Sendungen gar nicht oder erst Tage, gar Wochen später an die Adressaten und Truppenbezeichnungen gelangten. Zudem verbot die Zensur die Angabe genauer Orts- und Truppenbezeichnungen, die durch die Feld- oder Etappenpostnummern zu ersetzen waren.⁴⁴ Wie wohl nie zuvor, förderte die neue Geographie des Krieges damit nicht nur allgemeine Ortskenntnisse, sondern verknüpfte viele der tagtäglich durch die Zeitungen und das Netzwerk der informellen Kommunikation⁴⁵ kolportierten Ortsbezeichnungen gleichzeitig mit Fragezeichen der Angst und Ungewißheit. Das kommt auch in einem Brief von Christl vom 13. Dezember 1916 deutlich zum Ausdruck: „Lieber Oly! Du verweist mich auf die Zeitung, da steht aber nicht viel drinnen. Solange die Offensive war konnte man öfters von dem

42 Vgl. den Titel der in Anm. 6 zitierten Arbeit von *Sturm*.

43 Im Deutschen Reich soll es im Laufe des Krieges 600 solcher Postsperrren gegeben haben. Vgl. *Urtel*, Die Augenzeugen, 40. Für Österreich-Ungarn liegen mir diesbezüglich, abgesehen von Angaben zur Paketpost, keine Zahlen vor. Postsperrren für die gesamte Feldpost dürften hier aber ebenfalls häufig verhängt worden sein. Aufgrund der einhergehenden Klagen und Unruhen sah sich das Armeekorpskommando schließlich zur Einführung einer besonderen Feldpostkarte veranlaßt. Sie war aus grünem Papier und hatte auf der Rückseite in allen Sprachen der Monarchie folgenden Text aufgedruckt: „Ich bin gesund und es geht mir gut.“ Andere Worte durften dem nicht zugefügt werden, doch konnte diese Karte auch während einer Postsperrre verschickt werden – was letztlich wiederum gesteigerte Sorge bedeutete, da die grüne Karte Involviertheit in ein Schlachtgeschehen konnotierte. Vgl. *Höger*, Das Post- und Telegraphenwesen, 47 f.; *Alfred Clement*, Handbuch der Feld- und Militärpost II, 1914–1918. Die k. u. k. Feldpost während des Ersten Weltkrieges, Graz 1964, 504 f.

44 Im Deutschen Reich gab es zuerst keine Einteilung in Feldpostnummern, sondern die Feldpostadresse folgte der Truppengliederung. Das führte zu unständlichen und langen, für die Angehörigen wohl ebenso verwirrenden Angaben wie diejenigen, die Minna Falkenhain ihrem in Rußland stationierten Ehemann als neue Feldpostadresse des Sohnes übermittelte: „Jäger Erich Donath, 25. Reserve Armeekorps, 29. Reserve Division, 21. Reserve Jäger Battalion, 2. Kompanie, 4. Inspektion im Osten.“ Zit. in: *Frank Schühmann (Hg.)*, „Zieh dich warm an!“ Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Chronik einer Familie, Berlin 1989, 32.

45 Vgl. *Ute Daniel*, Informelle Kommunikation und Propaganda in der deutschen Kriegsgesellschaft, in: Siegfried Quandt/Horst Schichtel (Hg.), Der Erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis, Gießen 1993, 76–94.

Südflügel am Karstplateau lesen, aber jetzt heißt es immer Lage unverändert, Nichts Neues‘. Das ist alles. Daß Du damals beim Südflügel warst konnte ich mir leicht denken. Ich glaube aber Ihr seid seit dem ihr unten seid, ein ziemliches Stück vorgegangen, stimmt das? Ich vermute Dich nun bei Sistiano, Grigano ungefähr.“

Wir müssen also davon ausgehen, daß die Feldpost nur eine partielle, ständig irritierte Kommunikation ermöglichte, die nicht mehr als ein fragiler Faden darstellte, der häufig zerrissen wurde – und entsprechend verunsicherte. Das hatte vielschichtige Konsequenzen, von der Einmütigkeit stiftenden, oft äußerst heftig vorgebrachten Kritik am mangelnden Funktionieren der Feldpost über Aufruhr und Sorge bis hin zu tiefgreifenden Konflikten und Vertrauenskrisen. Als ein besonders dramatisches Beispiel für die bis Kriegsende anhaltende, immer wieder kulminierende Auseinandersetzung um die existentielle Bedeutung des Schreibens, die sich – mit durchaus wechselnden Rollen – im Auf und Ab von Reflexionen und Entschuldigungen über Schreibkrisen oder -pausen und Anforderungen zum möglichst häufigen Schreiben, von ständigen Bitten, Fragen und Klagen bewegte,⁴⁶ seien Ausschmittle aus einem Brief Leopold Wolfs vom 21. März 1915 wiedergegeben. Er schrieb die folgenden Worte als Reaktion darauf, daß er zuvor mehrmals vergeblich darum gebeten hatte, „etwas nachsichtiger“ mit ihm zu sein: Er stehe kurz vor dem Abmarsch seiner Truppe und habe daher weniger Zeit zum Schreiben als sonst. Doch Christl Lang, und wohl auch seine Angehörigen, übermittelten ihm weiterhin Vorwürfe, was Leopold, der bislang in eher humoristischer Manier auf das leidige Problem reagiert hatte, zu harscher Kritik veranlaßte. Dabei rekurrierte er auch auf die Vorschriften der Zensur und stellte unmißverständlich klar, wer von beiden Seiten im Kriegseinsatz war – was angesichts des von ihm nur angedeuteten Bezugs auf die k. u. k. Offensive zum Einsatz der Festung Przemysl, die nach viereinhalbmonatiger Einschließung zwei Tage später gleichwohl von russischen Truppen erobert wurde,⁴⁷ besonderen Nachdruck erhielt: „Gestern habe ich eine Karte an Dich und Mama abgesendet, aus der Du siehst daß ich auf eine Unmenge Post ein Monat lang warten mußte. Wenn auch hier der Grund bekannt ist, warum sie so lang nicht kam, weißt Du natürlich nicht, weshalb solange keine Post an Deine [Unterstreichung hier und im folgenden im Original, Chr. H.] Adresse gelangte. Aber

46 Diese Leithemen der Feldpost von Leopold und Christl Wolf und die wechselnden Rollen in der sich mitunter zuspitzenden Auseinandersetzung um die Schreib- und Postfrequenz habe ich an anderer Stelle analysiert und mit anderen überlieferten Feldpostbeständen verglichen: *Christa Hämmerle*, „You Let a Weeping Woman Call You Home“? Private Correspondences during the First World War in Austria and Germany, in: Rebecca Earle (Hg.), *Epistolary Selves. Letters and Letters-writers, 1600–1945*, London 1998 (in Druck). Vgl. auch *Sturm*, Lebenszeichen, 39–44, 141–152, für Hilda und Adolf Schärf, und die Feldpostbriefe von Anna und Robert Pöhländ, in: *Doris Kachulle (Hg.)*, Die Pöhländs im Krieg. Briefe einer Arbeiterfamilie aus dem 1. Weltkrieg, Köln 1982. Beide Beispiele dokumentieren eine Verkehrung der Pole in dieser Auseinandersetzung: Über mangelnden Schreibfleiß und mangelnden Ausdruck der Pole in dieser Auseinandersetzung ihrer Frauen klagten hier v. a. die Männer.

47 Die verlustreichen, wechselnden Kämpfe um die Festung Przemysl an der San erregten die Kriegsöffentlichkeit der öst.-ungar. Monarchie in hohem Maße. Zum Ablauf im Zuge der letztlich gescheiterten Karpatenoffensive des Kriegswinters 1914/15 vgl. *Manfried Ranckensteiner*, Der Tod des Doppeldäfers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg, Graz–Wien–Köln 21994, 205 ff.

ter zur Welt. Christl Wolf lebte in diesem Jahr abwechselnd in Wien und auf dem Land, während Leopold bis zuletzt im Kriegseinsatz blieb.

Aufgrund solcher Lebenszusammenhänge und der Dynamik einer Liebesbeziehung, die sich erst im Laufe des Krieges konstituierte und festigte, spielte die Feldpost für die beiden eine äußerst wichtige und wirklichkeitsstiftende Rolle. Sie schrieben sich häufig, mitunter täglich – und mußten doch oft lange auf Post des anderen warten, was deren Bedeutung als „Lebenszeichen und Liebesbeweise“⁴² noch steigerte, wie zum Beispiel am 5. Dezember 1916, als Christl Lang festhielt: „Ich war gerade 8 Tage ohne Nachricht von Dir und befand mich dementsprechend in Aufregung. Seit gestern atme ich wieder auf.“ Denn die Rahmenbedingungen für die private Korrespondenz im Ersten Weltkrieg waren häufig schlecht, trotz der Bemühungen der Obrigkeiten, die immense Postflut effektiv zu organisieren, um dem ständig drohenden Unmut „Herr“ zu werden. Die vielen Hindernisse reichten von Beförderungsproblemen über die zahlreichen, vor allem vor Offensiven oder bei Überlastung der Feldpost verhängten Postsperrren⁴³ hin zum Verlust mobiler Feldpostämter, so daß viele Sendungen gar nicht oder erst Tage, gar Wochen später an die Adressaten und Adressatinnen gelangten. Zudem verbot die Zensur die Angabe genauer Orts- und Truppenbezeichnungen, die durch die Feld- oder Etappenpostnummern zu ersetzen waren.⁴⁴ Wie wohl nie zuvor, förderte die neue Geographie des Krieges damit nicht nur allgemeine Ortskenntnisse, sondern verknüpfte viele der tagtäglich durch die Zeitungen und das Netzwerk der informellen Kommunikation⁴⁵ kolportierten Ortsbezeichnungen gleichzeitig mit Fragezeichen der Angst und Ungewißheit. Das kommt auch in einem Brief von Christl vom 13. Dezember 1916 deutlich zum Ausdruck: „Lieber Olly Du verweist mich auf die Zeitung, da steht aber nicht viel drinnen. Solange die Offensive war konnte man öfters von dem

42 Vgl. den Titel der in Anm. 6 zitierten Arbeit von *Sturm*.

43 Im Deutschen Reich soll es im Laufe des Krieges 600 solcher Postsperrungen gegeben haben. Vgl. *Ulrich*, *Die Augenzeugen*, 40. Für Österreich-Ungarn liegen mir diesbezüglich, abgesehen von Angaben zur Paketpost, keine Zahlen vor. Postsperrungen für die gesamte Feldpost dürften hier aber ebenfalls häufig verhängt worden sein. Aufgrund der einhergehenden Klagen und Unruhen sah sich das Armeoberkommando schließlich zur Einführung einer besonderen Feldpostkarte veranlaßt. Sie war aus grünem Papier und hatte auf der Rückseite in allen Sprachen der Monarchie folgenden Text aufgedruckt: „Ich bin gesund und es geht mir gut.“ Andere Worte durften dem nicht zugefügt werden, doch konnte diese Karte auch während einer Postsperrung verschickt werden – was letztlich wiederum gesteigerte Sorge bedeutete, da die grüne Karte Involviertheit in ein Schlachteschehen konnotierte. Vgl. *Höger*, *Das Post- und Telegraphenwesen*, 47 f.; *Alfred Clement*, *Handbuch der Feld- und Militärpost II*, 1914–1918. Die k. u. k. Feldpost während des Ersten Weltkrieges, Graz 1964, 504 f.

44 Im Deutschen Reich gab es zuerst keine Einteilung in Feldpostnummern, sondern die Feldpostadresse folgte der Truppengliederung. Das führte zu umständlichen und langen, für die Angehörigen wohl ebenso verwirrenden Angaben wie diejenigen, die Minna Falkenhain ihrem in Rußland stationierten Ehemann als neue Feldpostadresse des Sohnes übermittelte: „Jäger Erich Donath, 25. Reserve Armeekorps, 29. Reserve Division, 21. Reserve Jäger Bataillon, 2. Kompanie, 4. Inspektion im Osten.“ Zit. in: *Frank Schuhmann (Hg.)*, „Zieh dich warm an!“ Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Chronik einer Familie, Berlin 1989, 32.

45 Vgl. *Ute Daniel*, *Informelle Kommunikation und Propaganda in der deutschen Kriegsgesellschaft*, in: *Siegfried Quandt/Horst Schichtel (Hg.)*, *Der Erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis*, Gießen 1993, 76–94.

Südflügel am Karstplateau lesen, aber jetzt heißt es immer ‚Lage unverändert, Nichts Neues‘. Das ist alles. Daß Du damals beim Südflügel warst konnte ich mir leicht vorstellen. Ich glaube aber Ihr seid seit dem ihr unten seid, ein ziemliches Stück vorgegangen, stimmt das? Ich vermute Dich nun bei Sistiano, Grigano ungefähr.“

Wir müssen also davon ausgehen, daß die Feldpost nur eine partielle, ständig irritierte Kommunikation ermöglichte, die nicht mehr als ein fragiler Faden darstellte, der häufig zerrissen wurde – und entsprechend verunsicherte. Das hatte vielschichtige Konsequenzen, von der Einmütigkeit stiftenden, oft äußerst heftig vorgebrachten Kritik am mangelnden Funktionieren der Feldpost über Aufruhr und Sorge bis hin zu tiefgreifenden Konflikten und Vertrauenskrisen. Als ein besonders dramatisches Beispiel für die bis Kriegsende anhaltende, immer wieder kulminierende Auseinandersetzung um die existentielle Bedeutung des Schreibens, die sich – mit durchaus wechselnden Rollen – im Auf und Ab von Reflexionen und Entschuldigungen über Schreibkrisen oder -pausen und Aufforderungen zum möglichst häufigen Schreiben, von ständigen Bitten, Fragen und Klagen bewegte,⁴⁶ seien Ausschnitte aus einem Brief Leopold Wolfs vom 21. März 1915 wiedergegeben. Er schrieb die folgenden Worte als Reaktion darauf, daß er zuvor mehrmals vergeblich darum gebeten hatte, „etwas nachsichtiger“ mit ihm zu sein: Er stehe kurz vor dem Abmarsch seiner Truppe und habe daher weniger Zeit zum Schreiben als sonst. Doch Christl Lang, und wohl auch seine Angehörigen, übermittelten ihm weiterhin Vorwürfe, was Leopold, der bislang in eher humoristischer Manier auf das leidige Problem reagiert hatte, zu harscher Kritik veranlaßte. Dabei rekurrierte er auch auf die Vorschriften der Zensur und stellte ummißverständlich klar, wer von beiden Seiten im Kriegseinsatz war – was angesichts des von ihm nur angedeuteten Bezugs auf die k. u. k. Offensive zum Entsatz der Festung Przemysl, die nach viereinhalbmonatiger Einschließung zwei Tage später gleichwohl von russischen Truppen erobert wurde,⁴⁷ besonderen Nachdruck erhielt: „Gestern habe ich eine Karte an Dich und Mama abgesendet, aus der Du siehst daß ich auf eine Unmenge Post ein Monat lang warten mußte. Wenn auch hier der Grund bekannt ist, warum sie so lang nicht kam, weißt Du natürlich nicht, weshalb solange keine Post an Deine [Unterstreichung hier und im folgenden im Original, Chr. H.] Adresse gelangte. Aber

46 Diese Leitthemen der Feldpost von Leopold und Christl Wolf und die wechselnden Rollen in der sich mitunter zuspitzenden Auseinandersetzung um die Schreib- und Postfrequenz habe ich an anderer Stelle analysiert und mit anderen überlieferten Feldpostbeständen verglichen: *Christa Hämmerle*, „You Let a Weeping Woman Call You Home?“ Private Correspondences during the First World War in Austria and Germany, in: Rebecca Earle (Hg.), *Epistolary Seives. Letters and Letters-writers, 1600–1945*, London 1998 (in Druck). Vgl. auch *Sturm*, *Lebenszeichen*, 39–44, 141–152, für Hilda und Adolf Schärf; und die Feldpostbriefe von Anna und Robert Pöhländ, in: *Doris Kachulle (Hg.)*, *Die Pöhländs im Krieg. Briefe einer Arbeiterfamilie aus dem I. Weltkrieg*, Köln 1982. Beide Beispiele dokumentieren eine Verkehrung der Pole in dieser Auseinandersetzung: Über mangelnden Schreibfleiß und mangelnden Ausdruck von Gefühl in der Korrespondenz über Frauen klagten hier v. a. die Männer.

47 Die verlustreichen, wechselnden Kämpfe um die Festung Przemysl an der San erregten die Kriegsförmlichkeit der öst.-ungar. Monarchie in hohem Maße. Zum Ablauf im Zuge der letztlich gescheiterten Karpatenoffensive des Kriegswinters 1914/15 vgl. *Manfried Rauchensteiner*, *Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg*, Graz–Wien–Köln 1994, 205 ff.

auf alle Fälle werde ich verurteilt! Wenn es Euch Friedensleuten wirklich nur auf Nachrichten ankäme, hättet Ihr Euch niemals beklagen können, aber es scheint doch, als gälte nur die Überschrift. Du kannst Dir denken Christl, daß es mir unangenehm genug ist, zu der Korrespondenz die sich seit 3 Monaten auf fast nichts anderes als auf Schreiben und Nichtschreiben bezieht, noch dieses Kapitel hinzuzufügen zu müssen. ... Wenn ich Euch schreibe: Wir haben nichts zu tun, so meint man doch – (es ist aber sehr schwer drauzukommen!) – etwas, worüber man nicht schreiben darf. Eure nebelhafte Vorstellung vom Krieg hat sich noch nicht so weit verdichtet, daß Ihr, Nesthocker, draufgekommene wäret, daß wir auch sonst noch was zu tun haben, wenn auch grad nicht geschossen wird, und daß unsere Beschäftigung nicht in erster Linie Briefschreiben sein kann.“

In Anbetracht solcher Mißverständnisse und Konflikte, denen Leopold bereits 1915 unter Zuhilfenahme pejorativer Stereotypen für die Kluft zwischen ‚Heimat‘ und ‚Front‘ begegnete, könnte es auch verwundern, wenn es dem Paar im Laufe des Krieges dennoch gelang, ihre Beziehung aufzubauen und als Ehe zu etablieren. Dafür bedurfte es nicht nur der Erfahrung Leopolds, daß sich sein Warten auf Nachrichten von Christl in anderen Situationen ebenfalls in Verzweiflung kehren konnte, wie am 27. Januar 1916, als er auf einer Feldpostkarte aus Rußland den eindringlichen Appell übermittelte: „Ein Tag vergeht nach dem anderen und niemals kommt Post. ... Schreibi Schreibi! Schreibi!“ Es bedurfte vor allem auch einer Unzahl von Briefen und Karten, deren Inhalte der gerade skizzierten desillusionierenden Tendenz entgegenwirkten. Sie ermöglichten eine Annäherung des Paares abseits der entzweierenden und beängstigenden Geographie des Krieges. Sie schufen einen diskursiven Raum, in dem die durch wenige Heimaturlaube Leopolds und einen achtägigen Besuch Christls gemeinsam mit ihrer Mutter im Etappenort Krakau im Juli 1915 intensivierte Verbindung ständig erneuert und verändert, vor allem auch: in ihre jeweiligen Familienzusammenhänge integriert werden konnte.

3. „Für sie alle schreib ich ja auch, wenn ich Dir schreib ...“ –
Feldpost und die Öffentlichkeit der Familie

Der gerade zitierte Brief vom 21. März 1915, in dem Leopold Wolf seiner Verbundenheit durchaus Miterantwortung für sein Überleben „auf der Scheide zwischen dem irdischen und ewigen Leben“ zuteilt, ist noch in anderer Hinsicht besonders aufschlussreich. Sein Postskript enthält die Bitte um absolute Geheimhaltung des Inhalts: „Ich bitte Dich vielmals Liebste, lies den Brief, aber nur Du allein, und verbrenn ihn. Er ist nur für Dich, verspricht Du mir das?“ Das mußte in der Tat eigens betont werden, denn gewöhnlich war es in Kriegszeiten nicht, im Gegenteil. Es existieren zahlreiche Hinweise darauf, daß insbesondere die Briefe der Soldaten vielfach nicht nur die eine Adressatin hatten, die in der Eröffnung direkt angesprochen wurde – ungeachtet all ihrer auf eine Paarbeziehung bezogenen Inhalte. Wie die Zensur, sprengte auch die zentrale Rolle der Feldpostbriefe als „Lebensfäden“ zwischen mehreren, mehr oder weniger vertrauten Personen das „Briefgeheimnis“

und die Bande der Zweisamkeit. Sie erweiterte den Adressatenkreis der Briefe hin zu einer familialen, sogar darüber hinausreichenden Öffentlichkeit,⁴⁸ in der vor allem die Frau zum „Sprachrohr“ des abwesenden Mannes wurde.⁴⁹ Das hatte selbstverständlich inhaltliche Implikationen, vor allem in bezug auf die Intimität des Mitgeteilten, und bedeutete im Prinzip eine weitgehende Mitgestaltung des Genres der Feldpost durch implizit gemeinte oder auch explizit genannte, beim Schreiben ebenfalls imaginierte Personen.

Im Briefwechsel zwischen Christl Lang und Leopold Wolf wird eine Mittlerfunktion der Frau besonders in den ersten Kriegsjahren evident. Das war auch jene Zeit, in der sich ihre Bekanntheit zur Liebesbeziehung wandelte und der Status des Verlobtseins, d. h. die Absicht zur Heirat, das Familiengedöge öffnete: Man lernte sich erst kennen und hatte doch bald das Ziel einer Ehe vor Augen, die nicht nur ein Paar, sondern auch zwei Familien binden würde – und damit alle mitbeträf. In dieser Situation scheinen die Feldpostbriefe von und zu Leopold Wolf in der Familienkommunikation eine wichtige, identitätsstiftende Rolle gespielt zu haben, und Christl Lang förderte aktiv den doppelten dialogischen Charakter der Briefe Leopolds: „Lieber Olli! Donnerstag früh bekam ich Deinen Brief, den ich gleich nachmittags Deinen Eltern hinausbrachte, die auch schon mit Sehnsucht eine Nachricht von Dir erwarteten und herzlich froh waren, daß selbe nun eingetroffen ist“, schrieb sie etwa am 2. Januar 1915, und weiter: „Die Mutter bat mich zur Lause zu bleiben, was ich gern tat, und es war sehr gemütlich.“ Anschließend erzählte sie von einem Besuch der Mutter Leopolds, bei dem diese ihr einen Brief ihres zweiten eingrückten Sohnes namens Hanns zeigte. Dabei forderte sie auch von Leopold ein persönlich an sie adressiertes Schreiben, was von Christl, die ihrerseits auch direkt mit Hanns korrespondierte, wortstark unterstützt wurde. Doch Leopold verfuhr weiterhin oft doppelgängig, worauf häufig wiederkehrende Formeln am Briefende deuteten, die in etwa lauteten wie am 16. Januar 1916: „Bitte zeig den Brief auch den Unseren zu Hause.“ Umgekehrt gab auch er Briefe aus der Heimat an seinen Bruder Hanns weiter, und vielleicht auch an seinen Onkel, den er im Feld oft traf. Zusätzlich integrierte er sich von Brief zu Brief durch ständig wiederholte Grußformeln an alle möglichen Verwandten und Bekannten in die Heimat und forderte Christl dazu auf, „niemanden in herzlichster Weise zu vergessen!“ In einem Brief vom 27. Januar 1915, nur ein Jahr nach dem Beginn ihrer Bekanntheit, definierte er eine solche ausgeweitete Öffentlichkeit für seine Korrespondenz sogar als Voraussetzung. Wohl vor dem Hintergrund der zu diesem Zeitpunkt noch anhaltenden Konjunktur für soldatische Feldpost in der Heimat verwies er zuerst darauf, daß so viele Seiten Post von ihm erwarten würden, von der „Liebsten“ über den „Bruder und Vater und Mutter und Freund und Bekannten, und Hausstern und Godeln und

48 Vgl. *Schuhmann (Hg.)*, „Zieh dich warm an!“, 21, 28, 41 f., mit Beispielen dafür, wie weitgehend die Feldpost eines Soldaten an junge Frauen der Öffentlichkeit des Dorfes, der Verwandtschaft und insbesondere seiner Mutter bekannt war; *Kachulle (Hg.)*, Die Pöhlhans, 103; *Sturm*, Lebenszeichen, 78, in bezug auf einen Kreis innerhalb der sozialdemokratischen Partei, an den Hilda Schärf Briefe ihres Mannes weitergab.
49 Vgl. *Sturm*, Lebenszeichen, 115.

auf alle Fälle werde ich verurteilt! Wenn es Euch Friedensleuten wirklich nur auf Nachrichten ankäme, hättet Ihr Euch niemals beklagen können, aber es scheint doch, als gälte nur die Überschrift. Du kannst Dir denken Christl, daß es mir unangenehm genug ist, zu der Korrespondenz die sich seit 3 Monaten auf fast nichts anderes als auf Schreiben und Nichtschreiben bezieht, noch dieses Kapitel hinzuzufügen zu müssen. ... Wenn ich Euch schreibe: Wir haben nichts zu tun, so meint man doch – (es ist aber sehr schwer draufzukommen!) – etwas, worüber man nicht schreiben darf. Eure nebelhafte Vorstellung vom Krieg hat sich noch nicht so weit verdichtet, daß Ihr, Nesthocker, draufgekommen wäret, daß wir auch sonst noch was zu tun haben, wenn auch grad nicht geschossen wird, und daß unsere Beschäftigung nicht in erster Linie Briefschreiben sein kann.“

In Anbetracht solcher Mißverständnisse und Konflikte, denen Leopold bereits 1915 unter Zuhilfenahme pejorativer Stereotypen für die Kluft zwischen ‚Heimat‘ und ‚Front‘ begegnete, könnte es auch verwundern, wenn es dem Paar im Laufe des Krieges dennoch gelang, ihre Beziehung aufzubauen und als Ehe zu etablieren. Dafür bedurfte es nicht nur der Erfahrung Leopolds, daß sich sein Warten auf Nachrichten von Christl in anderen Situationen ebenfalls in Verzweiflung kehren konnte, wie am 27. Januar 1916, als er auf einer Feldpostkarte aus Rußland den eindringlichen Appell übermittelte: „Ein Tag vergeht nach dem anderen und niemals kommt Post. ... Schreib! Schreib! Schreib!“ Es bedurfte vor allem auch einer Unzahl von Briefen und Karten, deren Inhalte der gerade skizzierten destabilisierenden Tendenz entgegenwirkten. Sie ermöglichten eine Annäherung des Paares abseits der entzweiten und beängstigenden Geographie des Krieges. Sie schufen einen diskursiven Raum, in dem die durch wenige Heimaturlaube Leopolds und einen achttägigen Besuch Christls gemeinsam mit ihrer Mutter im Etappenort Krakau im Juli 1915 intensivierte Verbindung ständig erneuert und verändert, vor allem auch: in ihre jeweiligen Familienzusammenhänge integriert werden konnte.

3. „Für sie alle schreib ich ja auch, wenn ich Dir schreib ...“ – Feldpost und die Öffentlichkeit der Familie

Der gerade zitierte Brief vom 21. März 1915, in dem Leopold Wolf seiner Verlobten durchaus Mitverantwortung für sein Überleben „auf der Scheide zwischen dem irdischen und ewigen Leben“ zuteilte, ist noch in anderer Hinsicht besonders aufschlußreich. Sein Postskript enthält die Bitte um absolute Geheimhaltung des Inhalts: „Ich bitte Dich vielmals Liebste, lies den Brief, aber nur Du allein, und verbrenn ihn. Er ist nur für Dich, verspricht Du mir das?“ Das mußte in der Tat eigens betont werden, denn gewöhnlich war es in Kriegzeiten nicht, im Gegenteil. Es existieren zahlreiche Hinweise darauf, daß insbesondere die Briefe der Soldaten vielfach nicht nur die eine Adressatin hatten, die in der Eröffnung direkt angesprochen wurde – ungeachtet all ihrer auf eine Paarbeziehung bezogenen Inhalte. Wie die Zensur, sprengte auch die zentrale Rolle der Feldpostbriefe als „Lebensfäden“ zwischen mehreren, mehr oder weniger vertrauten Personen das „Briefgeheimnis“

und die Bande der Zweisamkeit. Sie erweiterte den Adressatenkreis der Briefe hin zu einer familialen, sogar darüber hinausreichenden Öffentlichkeit,⁴⁸ in der vor allem die Frau zum „Sprachrohr“ des abwesenden Mannes wurde.⁴⁹ Das hatte selbstverständlich inhaltliche Implikationen, vor allem in bezug auf die Intimität des Mitgeteilten, und bedeutete im Prinzip eine weitgehende Mitgestaltung des Genres der Feldpost durch implizit gemeinte oder auch explizit genannte, beim Schreiben ebenfalls imaginierte Personen.

Im Briefwechsel zwischen Christl Lang und Leopold Wolf wird eine Mittlerfunktion der Frau besonders in den ersten Kriegsjahren evident. Das war auch jene Zeit, in der sich ihre Bekanntheit zur Liebesbeziehung wandelte und der Status des Verlobtseins, d. h. die Absicht zur Heirat, das Familiengefüge öffnete: Man lernte sich erst kennen und hatte doch bald das Ziel einer Ehe vor Augen, die nicht nur ein Paar, sondern auch zwei Familien binden würde – und damit alle mitbetrof. In dieser Situation scheinen die Feldpostbriefe von und zu Leopold Wolf in der Familienkommunikation eine wichtige, identitätsstiftende Rolle gespielt zu haben, und Christl Lang förderte aktiv den doppelten dialogischen Charakter der Briefe Leopolds: „Lieber Olly! Donnerstag früh bekam ich Deinen Brief, den ich gleich nachmittags Deinen Eltern hinausbrachte, die auch schon mit Sehnsucht eine Nachricht von Dir erwarteten und herzlich froh waren, daß selbe nun eingetroffen ist“, schrieb sie etwa am 2. Januar 1915, und weiter: „Die Mutter bat mich zur Jause zu bleiben, was ich gern tat, und es war sehr gemütlich.“ Anschließend erzählte sie von einem Besuch der Mutter Leopolds, bei dem diese ihr einen Brief ihres zweiten eingrückten Sohnes namens Hanns zeigte. Dabei forderte sie auch von Leopold ein persönlich an sie adressiertes Schreiben, was von Christl, die ihrerseits auch direkt mit Hanns korrespondierte, wortstark unterstützt wurde. Doch Leopold verfuhr weiterhin oft doppelgleisig, worauf häufig wiederkehrende Formeln am Briefende deuteten, die in etwa lauteten wie am 16. Januar 1916: „Bitte zeig den Brief auch den Unseren zu Hause.“ Umgekehrt gab auch er Briefe aus der Heimat an seinen Bruder Hanns weiter, und vielleicht auch an seinen Onkel, den er im Feld oft traf. Zusätzlich integrierte er sich von Brief zu Brief durch ständig wiederholte Grußformeln an alle möglichen Verwandten und Bekannten in die Heimat und forderte Christl dazu auf, „niemanden in herzlichster Weise zu vergessen!“ In einem Brief vom 27. Januar 1915, nur ein Jahr nach dem Beginn ihrer Bekanntheit, definierte er eine solche ausgeweitete Öffentlichkeit für seine Korrespondenz sogar als Voraussetzung. Wohl vor dem Hintergrund der zu diesem Zeitpunkt noch anhaltenden Konjunktur für soldatische Feldpost in der Heimat verwies er zuerst darauf, daß so viele Seiten Post von ihm erwarten würden, von der „Liebsten“ über den „Bruder und Vater und Mutter und Freund und Bekannten, und Hausherrn und Godeln und

48 Vgl. *Schuhmann (Hg.)*, „Zieh dich warm an!“, 21, 28, 41 f., mit Beispielen dafür, wie weitgehend die Feldpost eines Soldaten an junge Frauen der Öffentlichkeit des Dorfes, der Verwandtschaft und insbesondere seiner Mutter bekannt war; *Kachulle (Hg.)*, Die Pöhländs, 103; *Sturm*, Lebenszeichen, 78, in bezug auf einen Kreis innerhalb der sozialdemokratischen Partei, an den Hilda Schärf Briefe ihres Mannes weitergab.

49 Vgl. *Sturm*, Lebenszeichen, 115.

...“ Antworten darauf kämen allerdings, abgesehen von Christl, „nicht fünfzig Prozent von dem! ... obzwar man annehmen könnte, daß die Summe der Briefe von Vater, Mutter, Brüder, Freund etc. mehr ausmachen sollte. Aber nicht die Idee!“ Dann folgt die Bitte an Christl, ihre wie seine Verwandten aufzufordern, seiner „auch öfter mit einigen Zeilen (zu) gedenken. Für sie alle schreib ich ja auch, wenn ich *Dir* schreib oder nach Hause und wenn ich einmal die Phrase vergessen sollte, mich speziell dafür zu bedanken, so möge es sie nicht gereuen, mir Undankbarem eine Freude gemacht zu haben.“

Das Netz der in vielen Briefen potentiell mit angesprochenen Verwandten und Bekannten war somit in der Trennungssituation des Krieges weitläufig – umso mehr, wenn auch eine Ehe angebahnt wurde, wenn Familienbände erst geknüpft und intensiviert werden sollten. In diesen Fällen kam der Feldpost eines Paares jedenfalls eine weitaus umfassendere Funktion zu als jene der „Aufrechterhaltung familialer und freundschaftlicher sozialer Kontakte“. 50 Sie diente vor allem dem Aufbau und Ausbau solcher Beziehungen und ermöglichte so erst Integration in die jeweiligen Herkunftsfamilien und Lebenszusammenhänge, 51 die der Bildung einer eigenen Familie gemäß bürgerlicher Konvention voranzugehen hatte. In diesem Sinne war Christl Lang in ihren Briefen äußerst rege, was sich auch am wachsenden Stellenwert der Übermittlung verschiedener familialer Vorkommnisse und Neuigkeiten manifestierte. Zunehmend häufiger berichtete sie Leopold von Verwandten und Familienangelegenheiten, die beides meinten: seine und ihre Familie, wodurch sie ihr Hineinwachsen in die Rolle der Verlobten dokumentierte – etwa indem sie ausführlich von Sonntagsausflügen gemeinsam mit ihren und seinen Eltern und Geschwistern berichtete. An diesem Prozeß des Hineinwachsens in seine Familie sollte Leopold partizipieren, und er wurde auch von ihm massiv unterstützt, wie in einem Brief vom 18. April 1915 zum Ausdruck kommt: „Vor allem muß ich Dir sagen, daß ich Dir's nicht hoch genug anrechnen kann, daß Du öfters bei uns draußen bist.“ Dann wieder sollte ihn die Annäherung der Familien daheim auch motivieren, seinerseits Entscheidungen zu treffen, was zu Beginn des Jahres 1917 deutlich wird, als Christl am 27. Februar schrieb: „Du, Poldi, so wie am Montag hab ich schon lang nicht, d. h. noch nie mit Deiner Mutter gesprochen, über allerhand, hauptsächlich von Dir und vom Heiraten. Mutter hat mir auch gesagt, daß sie sehr einverstanden ist, wir sollen sogar sobald als möglich. Vater hatte zwar Einwendungen zu machen, aber Mutter sagt, das macht nichts es nützt doch nichts. Also jetzt hängt es nur von Dir ab Poldi, komm bald.“

Selbstverständlich konnte das Netz solcher Allianzen enger oder lockerer gestrickt werden. So sind im Briefwechsel zwischen Leopold und Christl Wolf zwei gegenläufige Tendenzen erkennbar, wo beide versuchten, die familiale Öffentlich-

50 Vgl. *Schikorsky*, Kommunikation über das Unbeschreibbare, 297.

51 Das könnte eine durchaus häufigere Funktion der Feldpost gewesen sein, wie auch *Sturm*, Lebenszeichen, 114 f., belegt: Hilda Schärflas auf Wunsch des Ehemannes seine Briefe regelmäßig ihrer Schwiegermutter vor und hielt dazu fest: „Du hast's gut eingerichtet, ohne Mühe, nur mit Deinen Briefen gewinne ich ihr Herz ganz.“ Außerdem gab sie Briefe Adolf Schärfls – sogar ohne sein Wissen – an seinen Bruder weiter.

keit ihrer Briefe, die sie selbst mitschufen, wiederum einzuschränken. Das war einerseits der Fall, nachdem die eigene Kernfamilie endgültig etabliert war und damit die gerade skizzierte Funktion der Feldpost ihre zentrale Bedeutung eingebüßt hatte. Mittlerweile waren auch Diskrepanzen zwischen den Familien offenbar geworden, über die besonders Christl im Laufe des letzten Kriegsjahres immer wieder berichtete; das oben angedeutete Bild der Schwiegermutter findet hier sein negativ konnotiertes Gegenbild. Die andere Tendenz zum Ausschluß des Familienkreises aus der Korrespondenz des Paares verlief diskontinuierlich und sehr viel deutlicher als Ausdruck von Konfliktkonstellationen, die aus einer kriegsbedingten Instabilität der Verhältnisse und Befindlichkeiten herrührten. So erfolgte ein Rückurs auf ein „Briefgeheimnis“, keineswegs dann ausdrücklich, wenn Erotik durchschimmerte oder gemeinsam erlebte Sexualität vage angedeutet wurde, was manchmal vorkam, jedoch immer in Übereinstimmung mit der durch die Konvention auferlegten Zurückhaltung. 52 Norwendiger erschien der Ausschluß dritter daher vor allem im Zusammenhang mit besonders expressiv geäußerten, gewissermaßen „aus der Kontrolle geratener“ Gefühlen: Dies war etwa dann der Fall, wenn einzelne Briefe außergewöhnlich introspektiv gehalten waren oder der Bewältigung von Vertenskrisen dienen sollten, wie das bereits zitierte Beispiel vom 21. März 1915, und wenn Verzweiflung artikuliert wurde. In einem solchen Brief vom 11. Januar 1916, den er wenige Tage nach einem Heimaturlaub verfaßt hatte, schloß Leopold seine Eltern vom Wissen um seine ausführlich beschriebene „schlechte Stimmung“ explizit aus, indem er diese Erfahrung im Krieg – wie viele andere Kriegsteilnehmer auch – innerlich zensurierte: „Weiß der Kuckuck ich bin noch viel zerstreuter, als ich war, und noch dazu recht traurig – wie's ja nach so einem schönen Urlaub gar nicht anders denkbar ist. Ich möchte den ganzen Tag dasitzen und den Kopf in die Hände stützen und nachdenken. Ich möchte mich immer erinnern, wie schön es doch war, trotz einiger Wernutstropfen, ich möchte die Zukunft ergründen, wann es wieder so sein wird, und was noch alles dazwischen liegen kann. Jedesmal auf Urlaub kommen wird's schöner, der Abschied schwerer und auch das alte Kriegshandwerk unerquicklicher als je ... Sag' aber nicht, daß ich in schlechter Stimmung bin, übrigens sollte ich Dir's auch nicht sagen – aber wenn denn? Ich möchte mich am liebsten eingraben.“ Diesen Brief hatte er, „der Zensur wegen“, die eingreifen hätte können, weil er Christl über die knapp bevorstehende Verlegung seiner Batterie Richtung russische Front informierte, einem auf Heimaturlaub abgehenden Kameraden zur heimlichen Beförderung mitgegeben – was häufig vorkam und von den Zensurbehörden nie unterbunden werden konnte. 53

52 In Hinblick auf deutsche Soldatenbriefe des Ersten Weltkrieges vgl. dazu auch *Knoch*, Kriegsaltag, 226. Inwieweit hier zudem das Wissen um mögliche Zensur bestimmend war, kann aus den überlieferten Briefen nicht entschlüsselt werden. Vgl. aber *Sturm*, Lebenszeichen, 129, das folgendes Zitat von Adolf Schärfl wiedergibt: „... aber ich will meine Liebkosungen doch nicht gerne vom Kompanieschreiber belauscht wissen.“

53 Vgl. z. B. *Ulrich*, Die Augenzeugen, 103.

...“ Antworten darauf kämen allerdings, abgesehen von Christl, „nicht fünfzig Prozent von dem!! ... obzwar man annehmen könnte, daß die Summe der Briefe von Vater, Mutter, Brüder, Freund etc. mehr ausmachen sollte. Aber nicht die Idee!“ Dann folgt die Bitte an Christl, ihre wie seine Verwandten aufzufordern, seiner „auch öfter mit einigen Zeilen (zu) gedenken. Für sie alle schreib ich ja auch, wenn ich Dir schreib oder nach Hause und wenn ich einmal die Phrase vergessen sollte, mich speziell dafür zu bedanken, so möge es sie nicht gereuen, mir Undankbarem eine Freude gemacht zu haben.“

Das Netz der in vielen Briefen potentiell mit angesprochenen Verwandten und Bekannten war somit in der Trennungssituation des Krieges weitläufig – umso mehr, wenn auch eine Ehe angebahnt wurde, wenn Familienbande erst geknüpft und intensiviert werden sollten. In diesen Fällen kam der Feldpost eines Paares jedenfalls eine weitaus umfassendere Funktion zu als jene der „Aufrechterhaltung familialer und freundschaftlicher sozialer Kontakte“. ⁵⁰ Sie diente vor allem dem Aufbau und Ausbau solcher Beziehungen und ermöglichte so erst Integration in die jeweiligen Herkunftsfamilien und Lebenszusammenhänge, ⁵¹ die der Bildung einer eigenen Familie gemäß bürgerlicher Konvention voranzugehen hatte. In diesem Sinne war Christl Lang in ihren Briefen äußerst rege, was sich auch am wachsenden Stellenwert der Übermittlung verschiedener familialer Vorkommnisse und Neuigkeiten manifestierte. Zunehmend häufiger berichtete sie Leopold von Verwandten und Familienangelegenheiten, die beides meinten: seine und ihre Familie, wodurch sie ihr Hineinwachsen in die Rolle der Verlobten dokumentierte – etwa indem sie ausführlich von Sonntagsausflügen gemeinsam mit ihren und seinen Eltern und Geschwistern berichtete. An diesem Prozeß des Hineinwachsens in seine Familie sollte Leopold partizipieren, und er wurde auch von ihm massiv unterstützt, wie in einem Brief vom 18. April 1915 zum Ausdruck kommt: „Vor allem muß ich Dir sagen, daß ich Dir nicht hoch genug anrechnen kann, daß Du öfters bei uns draußen bist.“ Dann wieder sollte ihn die Annäherung der Familien daheim auch motivieren, seinerseits Entscheidungen zu treffen, was zu Beginn des Jahres 1917 deutlich wird, als Christl am 27. Februar schrieb: „Du, Poldi, so wie am Montag hab ich schon lang nicht, d. h. noch nie mit Deiner Mutter gesprochen, über allerhand, hauptsächlich von Dir und vom Heiraten. Mutter hat mir auch gesagt, daß sie sehr einverstanden ist, wir sollen sogar sobald als möglich. Vater hatte zwar Einwendungen zu machen, aber Mutter sagt, das macht nichts es nützt doch nichts. Also jetzt hängt es nur von Dir ab Poldi, komm bald.“

Selbstverständlich konnte das Netz solcher Allianzen enger oder lockerer gestrickt werden. So sind im Briefwechsel zwischen Leopold und Christl Wolf zwei gegenläufige Tendenzen erkennbar, wo beide versuchten, die familiale Öffentlich-

⁵⁰ Vgl. Schikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare, 297.

⁵¹ Das könnte eine durchaus häufigere Funktion der Feldpost gewesen sein, wie auch Sturm, Lebenszeichen, 114 f., belegt: Hilda Schärf las auf Wunsch des Ehemannes seine Briefe regelmäßig ihrer Schwiegermutter vor und hielt dazu fest: „Du hast's gut eingerichtet, ohne Mühe, nur mit Deinen Briefen gewinne ich ihr Herz ganz.“ Außerdem gab sie Briefe Adolf Schärf's – sogar ohne sein Wissen – an seinen Bruder weiter.

keit ihrer Briefe, die sie selbst mitschufen, wiederum einzuschränken. Das war einerseits der Fall, nachdem die eigene Kernfamilie endgültig etabliert war und damit die gerade skizzierte Funktion der Feldpost ihre zentrale Bedeutung eingebüßt hatte. Mittlerweile waren auch Diskrepanzen zwischen den Familien offenbar geworden, über die besonders Christl im Laufe des letzten Kriegsjahres immer wieder berichtete; das oben angedeutete Bild der Schwiegermutter findet hier sein negativ konnotiertes Gegenbild. Die andere Tendenz zum Ausschluß des Familienkreises aus der Korrespondenz des Paares verlief diskontinuierlich und sehr viel deutlicher als Ausdruck von Konfliktkonstellationen, die aus einer kriegsbedingten Instabilität der Verhältnisse und Befindlichkeiten herrührten. So erfolgte ein Rekurs auf ein „Briefgeheimnis“ keineswegs dann ausdrücklich, wenn Erotik durchschimmerte oder gemeinsam erlebte Sexualität vage angedeutet wurde, was manchmal vorkam, jedoch immer in Übereinstimmung mit der durch die Konvention auferlegten Zurückhaltung. ⁵² Notwendiger erschien der Ausschluß dritter daher vor allem im Zusammenhang mit besonders expressiv geäußerten, gewissermaßen „aus der Kontrolle geratenen“ Gefühlen: Dies war etwa dann der Fall, wenn einzelne Briefe außergewöhnlich introspektiv gehalten waren oder der Bewältigung von Vertauenskrisen dienen sollten, wie das bereits zitierte Beispiel vom 21. März 1915, und wenn Verzweiflung artikuliert wurde. In einem solchen Brief vom 11. Januar 1916, den er wenige Tage nach einem Heimaturlaub verfaßt hatte, schloß Leopold seine Eltern vom Wissen um seine ausführlich beschriebene „schlechte Stimmung“ explizit aus, indem er diese Erfahrung im Krieg – wie viele andere Kriegsteilnehmer auch – innerlich zensurierte: „Weiß der Kuckuck ich bin noch viel zerstreuter, als ich war, und noch dazu recht traurig – wie's ja nach so einem schönen Urlaub gar nicht anders denkbar ist. Ich möchte den ganzen Tag dasitzen und den Kopf in die Hände stützen und nachdenken. Ich möchte mich immer erinnern, wie schön es doch war, trotz einiger Wermutstropfen, ich möchte die Zukunft ergründen, wann es wieder so sein wird, und was noch alles dazwischen liegen kann. Jedesmal auf Urlaub kommen wird's schöner, der Abschied schwerer und auch das alte Kriegshandwerk unerquicklicher als je ... Sag' aber nicht, daß ich in schlechter Stimmung bin, übrigens sollte ich Dir's auch nicht sagen – aber wem denn? Ich möchte mich am liebsten eingraben.“ Diesen Brief hatte er, „der Zensur wegen“, die eingreifen hätte können, weil er Christl über die knapp bevorstehende Verlegung seiner Batterie Richtung russische Front informierte, einem auf Heimaturlaub abgehenden Kameraden zur heimlichen Beförderung mitgegeben – was häufig vorkam und von den Zensurbehörden nie unterbunden werden konnte. ⁵³

⁵² In Hinblick auf deutsche Soldatenbriefe des Ersten Weltkrieges vgl. dazu auch Knoch, Kriegsalltag, 226. Inwieweit hier zudem das Wissen um mögliche Zensur bestimmend war, kann aus den überlieferten Briefen nicht entschlüsselt werden. Vgl. aber Sturm, Lebenszeichen, 129, die folgendes Zitat von Adolf Schärf wiedergibt: „... aber ich will meine Liebkosungen doch nicht gerne vom Kompanieschreiber belauscht wissen.“

⁵³ Vgl. z. B. Ulrich, Die Augenzeugen, 103.

4. „... jetzt kann ich mir doch annähernd eine Vorstellung Deiner Behausung und Deines Treibens machen.“ – Die ‚Front‘ als ‚Heimat‘⁵⁴

Angesichts solcher Ungewissheiten und für beide Seiten beängstigenden Situationen gewinnt die Frage nach – dem Schrecken des Krieges gegenüber – Normalitätsorientierungen von Leopold Wolf und Christl Lang erneut an Gewicht. Im folgenden möchte ich daher darlegen, ob und inwieweit es in ihrer Kriegskorrespondenz weiterer Erzählstrategien bedurfte, um verbindende Vertrautheit zu erzeugen und zu bezeugen, und welcher Stellenwert in diesem Zusammenhang Alltagskonzeptionen zukam, die darauf zielten, „den Krieg außer Kraft zu setzen“⁵⁵ und „Vorkriegsnormalität“⁵⁶ zu beschwören.

Dabei ist freilich zuerst mit Nachdruck auf eine Diskrepanz zwischen dem hier behandelten Beispiel und der Ausrichtung der eingangs erwähnten Forschung zu verweisen, die solche dominierenden oder typischen Erzählmuster für den Umgang mit der Destruktion des Krieges vor allem mit dem Augenmerk auf „kleine Leute“⁵⁷ oder „unbekannte Soldaten“⁵⁸ beantwortet hat. Das blieb zwar häufig nur vage definiert,⁵⁹ gewinnt aber angesichts der krassen Klassengegensätze im Militär wie in der Kriegsgesellschaft des Ersten Weltkriegs besondere Brisanz. In diesem Kontext verortet, gestalteten sich die Bedingungen, die Christl Lang und Leopold Wolf im Laufe des Krieges vorfanden, entsprechend ihrer Herkunft aus wohlhabenden Verhältnissen: Die Eltern des Reserveoffiziers Leopold, der rasch zum Leutnant und Mitte 1916 zum Oberleutnant befördert wurde, betrieben ein Baugeschäft, die Adoptiveltern der früh verwaisten Christl waren die Inhaber eines renommierten Hut- und Modegeschäfts mit einem beachtlichen Vermögen, das allerdings nach 1918 großteils verloren ging. Im Krieg hatte das Paar daher in vielerlei Hinsicht eine privilegierte Situation, die sich im Vergleich mit anderen Kriegskorrespondenzen rasch offenbart⁶⁰ – umso mehr, da Leopold Wolf der Artillerie angehörte,⁶¹ ständig einen Offiziersdiener zur Seite hatte und über längere Phasen hindurch an der Ostfront oder in der Etappe stationiert war.

So überrascht es wohl kaum, wenn sich in seiner überlieferten Feldpost selbst das

⁵⁴ Vgl. *Krumelch*, *Kriegsfront – Heimatfront*, 13.

⁵⁵ Vgl. *Knoch*, *Kriegsalltag*, 224.

⁵⁶ *Kühn*, „Die Freunde am Krieg“, 99.

⁵⁷ *Schlikorsky*, *Kommunikation über das Unbeschreibbare*, 296.

⁵⁸ Vgl. dazu *Wolfram Wetze*, *Militärgeschichte von unten. Die Perspektive des „kleinen Mannes“*, in: Ders. (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*. München-Zürich 1992, 9–47.

⁵⁹ Im Gegensatz zu dieser Tendenz differenziert *Ziemann*, *Front und Heimat*, 57 ff., die soziale Zusammensetzung der Mannschaftssoldaten und die strukturellen Bedingungen im bayerischen Heer sehr genau nach verschiedenen relevanten Kriterien, wie z. B. Alter, Berufsangehörigkeit.

⁶⁰ Vgl. *Hämmerle*, „You Let A Weeping Woman“, *Zum Kriegserlebnis‘ zweiter Offiziere auf der Basis von Feldpost vgl. für den Zweiten Weltkrieg Löffler*, Aufgehoben, und für den Ersten Weltkrieg *Cornelia Rauh-Kühne*, *Gelungenlich wurde auch geschossen: Zum Kriegserlebnis eines deutschen Offiziers auf dem Balkan und in Finnland*, in: Hirschfeld u. a. (Hg.): *Kriegserfahrungen*, 146–169.

⁶¹ Das Todesrisiko war bei der Artillerie geringer. Vgl. *Ziemann*, *Front und Heimat*, 60 f., 82.

nur in „sekundären Merkmalen“ beschriebene „Leiden am Krieg“ nicht etwa an Erfahrungen mit extremer Kälte oder Hitze, mit Übermüdung und Hunger festmacht,⁶² sondern – wie im oben zitierten Brief vom 11. Januar 1916 – an angstauslösenden Situationen vor einem Abmarsch seiner Batterie ins Ungewisse und vor allem am Heimweh, an der Sehnsucht nach einer Zukunft mit Christl. Auch die Realität des modernen Massenkrieges wird weitgehend ausgeblendet: Gewalt, Grauen und Tod wurden von Leopold Wolf zwar fotografisch, nicht aber schriftlich fixiert,⁶³ von einem Bericht über die Explosion in einer dem Militär unterstellten Fabrik in Krakau abgesehen, den er in zwei langen Briefen vom 18. und 19. Juli 1915 festhielt. Nur hier, auf einen Etappenort bezogen, mußte ich von „Toten und tödlich Verletzten“, „eine(t) gräßlich zerrissene(n) Leiche“ ohne Arme und Beine und „unkennliche(n) Fleischklumpen“, „Blut und Knochen“ lesen, und nur in zwei Briefen vom 21. und 26. März desselben Kriegsjahres manifest vom Todesrisiko im Unterstand.

Ansonsten erscheint die Vernichtungsgewalt des Krieges primär mittels jener „emotiver Sprachhandlungsstrategien“ bearbeitet, die Isa Schlikorsky als typisch für das Genre der Kriegsbriefe erörtert hat: Ihr zufolge überwogen in der Korrespondenz der Soldaten mit Frauen in bezug auf das Frontgesehen die Konversationsmaximen Verschweigen, Verharmlosung, Poetisierung und Phraseologisierung.⁶⁴ In diesem Sinne spricht Leopold Wolf zwar mitunter konkret vom Krieg, reduziert und pauschalisiert das Thema aber gleichzeitig, was eine Form des Verschweigens darstellt. Sein Hang zur Verharmlosung und zur Poetisierung ist ebenfalls unverkennbar, wie auf einer Bildpostkarte vom 21. August 1915 aus Warschau: „Mit dem Fall von Nowo Georgiewsk habe ich die 7te Festung hinter mir. Davon drei belgische, eine französische, eine österreichische (!) und zwei russische! Da kannst du auch stolz sein! So eine ‚Heldenbraut‘ gibts nur eine!“ Oder in einem Brief vom 20. Januar 1916: „Also Du siehst, brave Christl, daß es bei uns nicht so kriegerisch zugeht und jedenfalls zeigt es sich nun wieder, daß der Russe ein nobler Gegner ist. Man geht schon gemächlich auf die Beobachtungsstände und entschwindet in einem ihnen längst bekannten Loch, man fährt mit Schlitten und Wagen hinter der Schwarmlinie – und niemand schießt.“ Auch die Wendung der Erzählung ins Iro-

⁶² Vgl. *Humburg*, *Deutsche Feldpostbriefe*, 24, in Hinblick auf Mannschaftssoldaten des Zweiten Weltkriegs bzw. auf die Briefedition „Ich will raus aus diesem Wahnsinn“. Deutsche Briefe von der Ostfront 1941–1945; aus sowjetischen Archiven, hg. von *Anatoly Golowclansky/Ule Daniel* u. a., Wuppertal 1991.

⁶³ Ein Album über seinen Kriegseinsatz enthält mehrere Aufnahmen gefallener russischer Soldaten, zerstörter Anlagen und Häuser, die vermutlich z. T. von Leopold Wolf selbst fotografiert wurden.

⁶⁴ *Schlikorsky*, *Kommunikation über das Unbeschreibbare*, 300 ff. Als fünfte Sprachhandlungsstrategie nennt Schlikorsky noch „Imagepflege“, die in Briefen an Männer überwog. Ihre Typologie nimmt m. E. zu wenig Bedacht auf die reale Vielfältigkeit und Ambivalenz soldatischer Deutungsmodelle. Das zeigt etwa der Umstand, daß Schlikorsky die Briefe von Anna und Robert Pöhlhand, veröffentlicht in *Kachulle* (Hg.), *Die Pöhlhand*, nahtlos in ihre Darstellung integriert, obwohl viele davon sehr konkrete Bezugnahmen zum Kriegsgeschehen an der Westfront aufweisen. Weitere Belege dafür, daß Mannschaftssoldaten des Ersten Weltkriegs das Wort an den Fronten sehr wohl auch drastisch beschrieben, z. B. bei *Ziemann*, *Front und Heimat*, 166; *Knoch*, *Kriegsalltag*, 235 f.

4. „... jetzt kann ich mir doch annähernd eine Vorstellung Deiner Behausung und Deines Treibens machen.“ – Die ‚Front‘ als ‚Heimat‘⁵⁴

Angesichts solcher Ungewissheiten und für beide Seiten beängstigenden Situationen gewinnt die Frage nach – dem Schrecken des Krieges gegengesetzten – Normalitätsorientierungen von Leopold Wolf und Christl Lang erneut an Gewicht. Im folgenden möchte ich daher darlegen, ob und inwieweit es in ihrer Kriegskorrespondenz weiterer Erzählstrategien bedurfte, um verbindende Vertrautheit zu erzeugen und zu bezeugen, und welcher Stellenwert in diesem Zusammenhang Alltagskonzeptionen zukam, die darauf zielten, „den Krieg außer Kraft zu setzen“⁵⁵ und „Vorkriegsnormalität“⁵⁶ zu beschwören.

Dabei ist freilich zuerst mit Nachdruck auf eine Diskrepanz zwischen dem hier behandelten Beispiel und der Ausrichtung der eingangs erwähnten Forschung zu verweisen, die solche dominierenden oder typischen Erzählmuster für den Umgang mit der Destruktion des Krieges vor allem mit dem Augenmerk auf „kleine Leute“⁵⁷ oder „unbekannte Soldaten“⁵⁸ beantwortet hat. Das blieb zwar häufig nur vage definiert,⁵⁹ gewinnt aber angesichts der krassen Klassengegensätze im Militär wie in der Kriegsgesellschaft des Ersten Weltkriegs besondere Brisanz. In diesem Kontext verortet, gestalteten sich die Bedingungen, die Christl Lang und Leopold Wolf im Laufe des Krieges vorfanden, entsprechend ihrer Herkunft aus wohlhabenden Verhältnissen: Die Eltern des Reserveoffiziers Leopold, der rasch zum Leutnant und Mitte 1916 zum Oberleutnant befördert wurde, betrieben ein Baugeschäft, die Adoptiveltern der früh verwaisten Christl waren die Inhaber eines renommierten Hut- und Modegeschäfts mit einem beachtlichen Vermögen, das allerdings nach 1918 großteils verloren ging. Im Krieg hatte das Paar daher in vielerlei Hinsicht eine privilegierte Situation, die sich im Vergleich mit anderen Kriegskorrespondenzen rasch offenbart⁶⁰ – umso mehr, da Leopold Wolf der Artillerie angehörte,⁶¹ ständig einen Offiziersdiener zur Seite hatte und über längere Phasen hindurch an der Ostfront oder in der Etappe stationiert war.

So überrascht es wohl kaum, wenn sich in seiner überlieferten Feldpost selbst das

54 Vgl. *Krumreich*, *Kriegsfront – Heimatfront*, 13.

55 Vgl. *Knoch*, *Kriegsalltag*, 224.

56 *Kuhn*, „Die Freude am Krieg“, 99.

57 *Schikorsky*, *Kommunikation über das Unbeschreibbare*, 296.

58 Vgl. dazu *Wolfram Wette*, *Militärgeschichte von unten. Die Perspektive des „kleinen Mannes“*, in: Ders. (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*. München–Zürich 1992, 9–47.

60 Im Gegensatz zu dieser Tendenz differenziert *Ziemann*, *Front und Heimat*, 57 ff., die soziale Zusammensetzung der Mannschaftssoldaten und die strukturellen Bedingungen im bayerischen Heer sehr genau nach verschiedenen relevanten Kriterien, wie z. B. Alter, Berufszugehörigkeit.

61 Vgl. *Hämmerle*, „You Let A Weeping Woman“. Zum ‚Kriegserlebnis‘ zweier Offiziere auf der Basis von Feldpost vgl. für den Zweiten Weltkrieg *Löffler*, *Aufgehoben*, und für den Ersten Weltkrieg *Cornelia Rauh-Kühne*, *Gelegentlich wurde auch geschossen: Zum Kriegserlebnis eines deutschen Offiziers auf dem Balkan und in Finnland*, in: *Hirschfeld u. a.* (Hg.): *Kriegserfahrungen*, 146–169.

62 Das Todesrisiko war bei der Artillerie geringer. Vgl. *Ziemann*, *Front und Heimat*, 60 f., 82.

nur in „sekundären Merkmalen“ beschriebene „Leiden am Krieg“ nicht etwa an Erfahrungen mit extremer Kälte oder Hitze, mit Übermüdung und Hunger festmacht,⁶² sondern – wie im oben zitierten Brief vom 11. Januar 1916 – an angstausslösenden Situationen vor einem Abmarsch seiner Batterie ins Ungewisse und vor allem am Heimweh, an der Sehnsucht nach einer Zukunft mit Christl. Auch die Realität des modernen Massenkrieges wird weitgehend ausgeblendet: Gewalt, Grauen und Tod wurden von Leopold Wolf zwar fotografisch, nicht aber schriftlich fixiert,⁶³ von einem Bericht über die Explosion in einer dem Militär unterstellten Fabrik in Krakau abgesehen, den er in zwei langen Briefen vom 18. und 19. Juli 1915 festhielt. Nur hier, auf einen Etappenort bezogen, mußte ich von „Toten und tödlich Verletzten“, „eine(r) gräßlich zerrissene(n) Leiche“ ohne Arme und Beine und „unkenntliche(n) Fleischklumpen“, „Blut und Knochen“ lesen, und nur in zwei Briefen vom 21. und 26. März desselben Kriegsjahres manifest vom Todesrisiko im Unterstand.

Ansonsten erscheint die Vernichtungsgewalt des Krieges primär mittels jener „emotiver Sprachhandlungsstrategien“ bearbeitet, die Isa Schikorsky als typisch für das Genre der Kriegsbriefe erörtert hat: Ihr zufolge überwohen in der Korrespondenz der Soldaten mit Frauen in bezug auf das Frontgeschehen die Konversationsmaximen Verschweigen, Verharmlosung, Poetisierung und Phraseologisierung.⁶⁴ In diesem Sinne spricht Leopold Wolf zwar mitunter konkret vom Krieg, reduziert und pauschalisiert das Thema aber gleichzeitig, was eine Form des Verschweigens darstellt. Sein Hang zur Verharmlosung und zur Poetisierung ist ebenfalls unverkennbar, wie auf einer Bildpostkarte vom 21. August 1915 aus Warschau: „Mit dem Fall von Nowo Georgiewsk habe ich die 7te Festung hinter mir. Davon drei belgische, eine französische, eine österreichische (!) und zwei russische! Da kannst du auch stolz sein! So eine ‚Heldenbraut‘ gibts nur eine!“ Oder in einem Brief vom 20. Januar 1916: „Also Du siehst, brave Christl, daß es bei uns nicht so kriegerisch zugeht und jedenfalls zeigt es sich nun wieder, daß der Russe ein nobler Gegner ist. Man geht schon gemütllich auf die Beobachtungsstände und entschwindet in einem ihnen längst bekannten Loch, man fährt mit Schlitten und Wagen hinter der Schwarmlinie – und niemand schießt.“ Auch die Wendung der Erzählung ins Iro-

62 Vgl. *Humburg*, *Deutsche Feldpostbriefe*, 24, in Hinblick auf Mannschaftssoldaten des Zweiten Weltkriegs bzw. auf die Briefedition „Ich will raus aus diesem Wahnsinn“. Deutsche Briefe von der Ostfront 1941–1945; aus sowjetischen Archiven, hg. von *Anatoly Gotovchansky/Ute Daniel* u. a., Wuppertal 1991.

63 Ein Album über seinen Kriegseinsatz enthält mehrere Aufnahmen gefallener russischer Soldaten, zerstörter Anlagen und Häuser, die vermutlich z. T. von Leopold Wolf selbst fotografiert wurden.

64 *Schikorsky*, *Kommunikation über das Unbeschreibbare*, 300 ff. Als fünfte Sprachhandlungsstrategie nennt Schikorsky noch „imagepflege“, die in Briefen an Männer überweg. Ihre Typologie nimmt m. E. zu wenig Bedacht auf die reale Vielfältigkeit und Ambivalenz soldatischer Deutungsmuster. Das zeigt etwa der Umstand, daß Schikorsky die Briefe von Anna und Robert Pöhl land, veröffentlicht in *Kachulle* (Hg.). Die Pöhlands, nahtlos in ihre Darstellung integriert, obwohl viele davon sehr konkrete Bezugnahmen zum Kriegsgreuel an der Westfront aufweisen. Weitere Belege dafür, daß Mannschaftssoldaten des Ersten Weltkriegs das Morden an den Fronten sehr wohl auch drastisch beschriebenen, z. B. bei *Ziemann*, *Front und Heimat*, 166; *Knoch*, *Kriegsalltag*, 235 f.

nische und in Phrasen⁶⁵ oder Routineformeln als Aussagen über die persönliche Verfassung⁶⁶ finden sich in diesem Zusammenhang – selbst als Wolf verwundet war, was er noch drei Tage später, auf einer mit 23. Mai 1916 datierten Karte, verheimlichte: „Liebste Christl! Bei uns gehts recht fein zu. Ihr werdet ja aus den Zeitungen alles gehört haben. Von Dir habe ich gestern 2 Briefe bekommen, für die ich Dir recht herzlich danke. Sonst gehts mir gut, den Verhältnissen angemessen.“

Inwieweit solche narrativen Muster auch im Falle Wolfs als der angesichts der Briefzensur umso nachhaltiger geübte mentale Versuch einer – objektiv unmöglich – Verbalisierung des ‚Felderlebnisses‘⁶⁷ zu interpretieren sind, kann hier nicht beantwortet werden; ihre manifesten Inhalte scheinen geradezu undurchdringbar. Verschränkt mit dem Bemühen um die Schonung der Partnerin, entspringen sie sicher auch einer spezifischen Offiziersmentalität, die gegenständliche Kommunikation über den (drohenden) Kriegstod verbietet. Über „Taten und gefährliche Sachen“ zu schweigen, verlangte Leopold von sich und von Christl, die er stattdessen wiederholt auf Zeitungsmeldungen und damit auf die offiziellen Armeeberichte verwies, wie oben belegt wurde. In einem Brief vom 19. Januar 1917 maßregelte er seine Verlobte sogar dafür, daß sie ihn gefragt hatte, ob er Autofahrten in feindliches Gebiet machen müsse: „Tini, schäm Dich! So eine Frage! Wie stellst Du Dir das vor? Jetzt bist Du von einer Kadetten Braut bis zum Oberleutnant avanciert und stellst solche Fragen!“

Wenn an den zitierten Schlüsselstellen ein Dialog nicht zustande kam, so floß er als Konsequenz der eigentlich dominierenden Erzählstrategie in den Briefen Leopold Wolfs, die sein „diskursive(s) Schweigen“⁶⁸ über den Krieg erst nachhaltig konstituierte, umso mehr. Sie besteht – nicht zuletzt deshalb – im ständig wiederholten und beharrlichen Verweis auf einen „normalen“ Alltag im Krieg, was einem Offizier selbstverständlich viel weitgehender möglich war als Mannschaftssoldaten⁶⁹. Entsprechend herrscht in Wolfs Feldpost ein Code, der in der Sprache der Heimat die gewohnten Grundlagen des Lebens, wie Essen und Trinken, Schlafen und Wohnen, Arbeit und Freizeit oder Natur repetiert,⁷⁰ vielfach ungebrochen und seitenlang, über ganze Briefe und Kriegsphasen erstreckt; hinzu kommen seine ausführlichen Erzählungen über häufige gegenseitige Besuche der Offiziere und deren Unterhaltung im Kasino oder im Kaffeehaus, die „Front-Heimeligkeit“ suggerieren.⁷¹

In solche Alltagsstrukturen eingefügt, erscheint auch die eigentliche Kriegesarbeit Leopold Wolfs, von der ihm unterstellten Wartung und Reparatur von Mörsern und Autoparks bis hin zu anderen Tätigkeiten in der Etappe, ausschließlich durch den

65 Zum häufigen Gebrauch von Phrasen, einer „Floskelkultur“ in Soldatenbriefen vgl. auch *Reimann*, *Die heile Welt*, 133, 143.

66 *Schtkorsky*, Kommunikation über das Unbeschreibbare, 307.

67 Ebd., als Titel gesetzt, u. 301; *Krimmich*, Kriegsfront – Heimatfront, 18.

68 *Reimann*, *Die heile Welt*, 131.

69 *Knoch*, Kriegsaltag, 233, definiert deren „Kriegsaltag“ daher ebenso durch die „Wiederkehr von Entbehrung und Leid“ und „immer neuer Verlust- und Destruktionserfahrungen“.

70 Vgl. ebd., 224 ff.; *Humburg*, Deutsche Feldpostbriefe, 17.

71 *Krimmich*, Kriegsfront – Heimatfront, 16. Ähnliche Erzählmuster des deutschen Offiziers Paulsen referiert *Rauh-Kühne*, Gelegentlich wurde auch geschossen, 146.

Bezug auf Zusammenhänge der Vorkriegszeit ausgewiesen, in der er bereits im Baugeschäft des Vaters tätig gewesen war. Das manifestiert sich in zahlreichen Formulierungen über „das Geschäft“ und „die Baustelle“, die „Werkstatt“ und das „Büro“, und in entsprechenden Szenarien, die veranschaulichen sollten, daß Leopold viel zu leisten vermochte. So schrieb er beispielsweise am 26. Dezember 1917 aus der Etappe in Oberitalien an seine bereits schwangere Frau: „Jetzt hab ich wieder gemein viel zu tun, um nur den einen Ruhetag von gestern wieder herein zu bringen. Bei mir ist schon das reinste Büro: ich muß natürlich die Bürokräfte selbst abgeben. Ich bin also Leiter, Zeichner, Schreiber und Verwalter in einem, alles aber mit viel Arbeit verbunden. Momentan bin ich daran einen guten Gleitschutz für die Eisenruder zu konstruieren, damit sie sich nicht im Schnee durchdrehen und den Wagen weiterbringen. Die Bedingungen sind: abnehmbar, rasch wieder aufzubringen, vielfache Konstruktion, leicht und dauerhaft. Sonst nichts. Aber ich hab schon was und hoffe demnächst schon Parade zu machen damit. Gleitschutz System Wolf! Wird der Armee eingesendet.“

Dennoch gilt hier nur bedingt, was in Analysen von Soldatenbriefen des Ersten Weltkrieges betont wurde – nämlich daß „der Horizont aller Wünsche und Hoffnungen ... immer die Heimat der Vorkriegszeit (blieb)“.⁷² Briefinhalte wie der oben zitierte verweisen gleichzeitig als Verheißung auf Zukunft und folgten daher einer doppelten Ausrichtung: Sie versicherten Leopold in Verbindung mit dem häufig unterlegten Topos der Pflichterfüllung die Funktionalität seines ausgeprägten Leistungsethos im Krieg, sollten aber auch Christl die Botschaft vermitteln, daß gerade das die Realisierung ihrer Ehe im kommenden Frieden erleichtern, wenn nicht überhaupt erst ermöglichen würde. In einem Brief Leopolds vom 3. Februar 1916 aus dem bei Zloczów gelegenen Dorf Piotryca, „dem letzten Etappenort“ vor dem eigentlichen Frontgebiet am Rande Galiziens, heißt es in diesem Sinne im Zusammenhang mit dem Bemühen Leopolds, mithilfe mehrerer Handwerker aus einer „elendsten Dorfkeusche ... das schönste Heim zu machen“, konkret: „Weißt Du, ich hab mir gedacht, wenn ein gutes Geschick auch mir diese Unermüdlichkeit und Strebsamkeit erhalten wollte, so können wir's noch einmal zu etwas bringen.“

So gesehen, stellt die trotz mancher Irritationen ungebrochene „Beschwörung von Alltäglichkeit“⁷³ in Leopold Wolfs Feldpost auch eine Variable der Annäherung zweier Liebender dar, die eine gemeinsam gelebte Wirklichkeit im Erfahrungsmuster eines stabilen Alltags⁷⁴ noch nicht kannten. Darauf rekurrierende Erzählungen schienen ihnen daher – bewußt oder unbewußt angewandt – umso notwendiger. Sie untermauerten die Stabilität ihrer Beziehung und erleichterten so den Dialog. Dadurch konnte insbesondere Christl am ihr unbekanntem Kriegserlebnis ihres fernen Partners, den sie noch nicht einmal sehr gut kannte, besser partizipieren – auch wenn die einhergehende Fiktion auf ihrer Seite mitunter ebenso eine Erstarrung der Kommunikation in Phrasen förderte, wovon ein Brief vom 1. Februar 1916 anschaulich spricht: „Na also Eure Wohnung muß ja ‚pickfein‘ werden, ein sogenanntes

72 *Reimann*, *Die heile Welt*, 143.

73 *Schtkorsky*, Kommunikation über das Unbeschreibbare, 300.

74 Vgl. *Knoch*, Kriegsaltag, 224.

nische und in Phrasen⁶⁵ oder Routineformeln als Aussagen über die persönliche Verfassung⁶⁶ finden sich in diesem Zusammenhang – selbst als Wolf verwundet war, was er noch drei Tage später, auf einer mit 23. Mai 1916 datierten Karte, verheimlichte: „Liebste Christl! Bei uns gehts recht fein zu, Ihr werdet ja aus den Zeitungen alles gehört haben. Von Dir habe ich gestern 2 Briefe bekommen, für die ich Dir recht herzlich danke. Sonst gehts mir gut, den Verhältnissen angemessen.“

Inwieweit solche narrativen Muster auch im Falle Wolfs als der angesichts der Briefzensur umso nachhaltiger geübte mentale Versuch einer – objektiv unmöglichen – Verbalisierung des ‚Felderlebnisses‘⁶⁷ zu interpretieren sind, kann hier nicht beantwortet werden; ihre manifesten Inhalte scheinen geradezu undurchdringbar. Verschränkt mit dem Bemühen um die Schonung der Partnerin, entspringen sie sicher auch einer spezifischen Offiziersmentalität, die gegenständliche Kommunikation über den (drohenden) Kriegstod verbietet. Über „Taten und gefährliche Sationen“ zu schweigen, verlangte Leopold von sich und von Christl, die er stattdessen wiederholt auf Zeitungsmeldungen und damit auf die offiziellen Armeeberichte verwies, wie oben belegt wurde. In einem Brief vom 19. Januar 1917 maßregelte er seine Verlobte sogar dafür, daß sie ihn gefragt hatte, ob er Autofahrten in feindliches Gebiet machen müsse: „Tini, schäm Dich! So eine Frage! Wie stellst Du Dir das vor? Jetzt bist Du von einer Kadetten Braut bis zum Oberleutnant avanciert und stellst solche Fragen!“

Wenn an den zitierten Schlüsselstellen ein Dialog nicht zustande kam, so floß er als Konsequenz der eigentlich dominierenden Erzählstrategie in den Briefen Leopold Wolfs, die sein „diskursive(s) Schweigen“⁶⁸ über den Krieg erst nachhaltig konstituierte, umso mehr. Sie besteht – nicht zuletzt deshalb – im ständig wiederholten und beharrlichen Verweis auf einen „normalen“ Alltag im Krieg, was einem Offizier selbstverständlich viel weitgehender möglich war als Mannschaftssoldaten⁶⁹. Entsprechend herrscht in Wolfs Feldpost ein Code, der in der Sprache der Heimat die gewohnten Grundlagen des Lebens, wie Essen und Trinken, Schlafen und Wohnen, Arbeit und Freizeit oder Natur repetiert,⁷⁰ vielfach ungebrochen und seitenlang, über ganze Briefe und Kriegsphasen erstreckt; hinzu kommen seine ausführlichen Erzählungen über häufige gegenseitige Besuche der Offiziere und deren Unterhaltung im Kasino oder im Kaffeehaus, die „Front-Heimeligkeit“ suggerieren.⁷¹

In solche Alltagsstrukturen eingefügt, erscheint auch die eigentliche Kriegsarbeit Leopold Wolfs, von der ihm unterstellten Wartung und Reparatur von Mörsern und Autoparks bis hin zu anderen Tätigkeiten in der Etappe, ausschließlich durch den

⁶⁵ Zum häufigen Gebrauch von Phrasen, einer „Floskelut“ in Soldatenbriefen vgl. auch Reimann, *Die heile Welt*, 133, 143.

⁶⁶ Schlikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare, 307.

⁶⁷ Ebd., als Titel gesetzt, u. 301; *Krumetich*, Kriegsfront – Heimatfront, 18.

⁶⁸ Reimann, *Die heile Welt*, 131.

⁶⁹ *Knoch*, Kriegsaltag, 233 definiert deren „Kriegsaltag“ daher ebenso durch die „Wiederkehr von Entbehrung und Leid“ und „immer neuer Verlust- und Destruktionserfahrungen“.

⁷⁰ Vgl. ebd., 224 ff.; *Humburg*, Deutsche Feldpostbriefe, 17.

⁷¹ *Krumetich*, Kriegsfront – Heimatfront, 16. Ähnliche Erzählmuster des deutschen Offiziers Paulsen referiert *Rauh-Kühne*, Gelegentlich wurde auch geschossen, 146.

Bezug auf Zusammenhänge der Vorkriegszeit ausgewiesen, in der er bereits im Baugeschäft des Vaters tätig gewesen war. Das manifestiert sich in zahlreichen Formulierungen über „das Geschäft“ und „die Baustelle“, die „Werkstatt“ und das „Büro“, und in entsprechenden Szenarien, die veranschaulichen sollten, daß Leopold viel zu leisten vermochte. So schrieb er beispielsweise am 26. Dezember 1917 aus der Etappe in Oberitalien an seine bereits schwangere Frau: „Jetzt hab ich wieder gemein viel zu tun, um nur den einen Ruhetag von gestern wieder herein zu bringen. Bei mir ist schon das reinste Büro: ich muß natürlich die Bürokräfte selbst abgeben. Ich bin also Leiter, Zeichner, Schreiber und Verwalter in einem, alles aber mit viel Arbeit verbunden. Momentan bin ich daran einen guten Gleitschutz für die Eisenruder zu konstruieren, damit sie sich nicht im Schnee durchdrehen und den Wagen weiterbringen. Die Bedingungen sind: abnehmbar, rasch wieder aufzubringen, vielfache Konstruktion, leicht und dauerhaft. Sonst nichts. Aber ich hab schon was und hoffe demnächst schon Parade zu machen damit. ‚Gleitschutz System Wolf!‘ Wird der Armee eingesendet.“

Dennoch gilt hier nur bedingt, was in Analysen von Soldatenbriefen des Ersten Weltkrieges betont wurde – nämlich daß „der Horizont aller Wünsche und Hoffnungen ... immer die Heimat der Vorkriegszeit (blieb)“.⁷² Briefinhalte wie der oben zitierte verwiesen gleichzeitig als Verheißung auf Zukunft und folgten daher einer doppelten Ausrichtung: Sie versicherten Leopold in Verbindung mit dem häufig unterlegten Topos der Pflichterfüllung die Funktionalität seines ausgeprägten Leistungsethos im Krieg, sollten aber auch Christl die Botschaft vermitteln, daß gerade das die Realisierung ihrer Ehe im kommenden Frieden erleichtern, wenn nicht überhaupt erst ermöglichen würde. In einem Brief Leopolds vom 3. Februar 1916 aus dem bei Zloczów gelegenen Dorf Plotycza, „dem letzten Etappenort“ vor dem eigentlichen Frontgebiet am Rande Galiziens, heißt es in diesem Sinne im Zusammenhang mit dem Bemühen Leopolds, mithilfe mehrerer Handwerker aus einer „elendsten Dorfkeuse ... das schönste Heim zu machen“, konkret: „Weißt Du, ich hab mir gedacht, wenn ein gutes Geschick auch mir diese Unermüdlichkeit und Strebsamkeit erhalten wollte, so können wir's noch einmal zu etwas bringen.“

So gesehen, stellt die trotz mancher Irritationen ungebrochene „Beschwörung von Alltäglichkeit“⁷³ in Leopold Wolfs Feldpost auch eine Variable der Annäherung zweier Liebender dar, die eine gemeinsam gelebte Wirklichkeit im Erfahrungsmuster eines stabilen Alltags⁷⁴ noch nicht kannten. Darauf rekurrierende Erzählungen schienen ihnen daher – bewußt oder unbewußt angewandt – umso notwendiger. Sie untermauerten die Stabilität ihrer Beziehung und erleichterten so den Dialog. Dadurch konnte insbesondere Christl am ihr unbekanntem Kriegserlebnis ihres fernen Partners, den sie noch nicht einmal sehr gut kannte, besser partizipieren – auch wenn die einhergehende Fiktion auf ihrer Seite mitunter ebenso eine Erstarrung der Kommunikation in Phrasen förderte, wovon ein Brief vom 1. Februar 1916 anschaulich spricht: „Na also Eure Wohnung muß ja ‚pickfein‘ werden, ein sogenanntes

⁷² Reimann, *Die heile Welt*, 143.

⁷³ Schlikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare, 300.

⁷⁴ Vgl. *Knoch*, Kriegsaltag, 224.

„polnisches Schloß“. Wann wird die feierliche Einweihung stattfinden? Bist Du schon zurück von Deiner ‚Besuchstournee‘? Wie war das ‚Wiedersehen im Felde‘?“

Dennoch wog vor allem die Gemeinsamkeit stiftende Wirkung der hier skizzierten Briefinhalte, was Christl selbst auch ausführte. Ihrer doppelten Ausrichtung entsprechend, nahm sie etwa am 5. Mai 1916 auf Naturschilderungen ihres Partners im Kontext seiner Darstellung des Krieges als Reise⁷⁵ gerade mit dem Verweis auf ihre ungewisse Zukunft Bezug: „Ach Du, den einen Brief muß ich wieder und immer lesen wo Du so schön von den Bergen schreibst, ich sehe mit meinen geistigen Augen alles so schön und deutlich vor mir ... Wenn ein gültiges Schicksal es will, hoff ich werden wir die Pracht auch einmal zusammen bewundern können, gelt Poldi?“ Wenige Tage später, am 9. Mai 1916, artikuliert sie dann die verbindende Wirkung solcher Briefe Leopolds explizit – wohl wissend, wie es scheint, daß damit die „Schattenseiten“ des Kriegesinsatzes gleichzeitig verschleiert wurden: „Nun danke ich Dir sehr für Deine ausführliche Beschreibung, jetzt kann ich mir doch annähernd eine Vorstellung Deiner Behausung und Deines Treibens machen. ... Eigentlich beneide ich Dich um Deinen Aufenthalt, d. h. daß ich ihn Dir von ganzem Herzen gönne so wie alles, was Dich glücklich macht. Ich freue mich ja unendlich daß es Dir vergönnt ist alle diese Herrlichkeiten die zwar auch viele Schattenseiten haben werden, zu schauen, besonders aber daß wir uns auch in diesem Punkt nahe gekommen sind.“

5. „... dann hat die Regierung nichts zu lachen, und mit Recht.“ – Die ‚Heimat‘ verändert sich

War es damit im vorliegenden Briefdialog tatsächlich so, daß „der Primat für die Konstruktion neuer Deutungen bei den Männern an der Front (lag)“, wie Benjamin Ziemann in Hinblick auf die ländliche Bevölkerung Bayerns festgehalten hat?⁷⁶ Die an vielen Stellen manifeste Bereitschaft, mit der Christl Lang den dargelegten Tendenzen der Kriegskorrespondenz Leopolds begegnete, obwohl diese ihr oft nicht mehr denn offizielle Sinnstiftungen des Krieges vermittelten, scheint eine solche Sicht zu erhärten – umso mehr, da Christl in vielerlei Hinsicht auch selbst der Rede vom Privaten und Alltäglichen abseits der Wirklichkeit des Krieges verpflichtet blieb. In diesem Sinne ließe sich anhand zahlreicher Beispiele leicht darlegen, wie uneingeschränkt in ihren Briefen häufig ein vom Krieg weitgehend unberührt, mithin „normaler“ Alltag einer Tochter „aus gutem Hause“ dominierte, der bestimmt war von familiärem, Musik oder Handarbeiten, von Theaterbesuchen und anderen Geselligkeiten.

Einen Höhepunkt fand ihr privilegiertes Bemühen um normale Verhältnisse im Jahre 1917, an dessen Beginn die baldige Verheiratung des Paares beschlossen

⁷⁵ Vgl. *Komrad Köstlin*, Erzählen vom Krieg – Krieg als Reise, in: BIOS 2 (1989), 173–182. Häufiger folgten diesem Topos die Briefe des k. u. k. Offiziers Schärf, behandelt von *Sturm*, Lebenszeichen, 62 ff., und des deutschen Offiziers Paulsen, behandelt von *Rauh-Kühne*, Gelegenheitlich wurde auch geschossen, 155.

⁷⁶ Vgl. *Ziemann*, Front und Heimat, 21.

worden war. Die nachfolgende Korrespondenz Christls erscheint umso deutlicher als der kontinuierliche Versuch, die Verbindung mit Leopold allen Widrigkeiten des Krieges zum Trotz in eine für ihre Klasse angemessene und abgesicherte Ehe münden zu lassen. Dabei wurde sie von ihren Eltern unterstützt, wodurch tatsächlich noch die Gründung eines offenbar bestens ausgestatteten Haushalts in einer eigenem, neu eingerichteten Wohnung gelang – zu einem Zeitpunkt wohlgemerkt, als der Großteil der Wiener Bevölkerung bereits hungerte und for, da die kargen Lebensmittel und Bedarfsgüter nur noch gegen Marken, über ländliche Verwandte, Hamstern oder gegen viel Geld auf dem Schwarzmarkt zu bekommen waren.⁷⁷ Auch ab Dezember 1917, als ihre Korrespondenz wiederum erhalten ist, demonstrieren viele Alltags Erzählungen Christl Wolfs, die nun häufig um die neuen Rollen als (werdende) Mutter, Haus- und Ehefrau kreisen, noch relativen Wohlstand, wenn auch manchmal bereits Geldmangel artikuliert wurde. Dennoch konnte sie ausreichend Vorsorge für ein Kind treffen, ein Dienstmädchen beschäftigen, 1918 auf „Sommerfrische“ auf dem Land leben und sich dort der Obsorge um den Säugling widmen, dessen Entwicklung sie Leopold in vielen langen Briefen ausführlich beschrieb. In ihren Entscheidungen bedachte sie die Instanz des abwesenden Ehemannes ständig mit und hielt sich an dessen familiäre Autorität. Die mit der überkommenen Gesellschaftsordnung einhergehende Geschlechterordnung schien, so gesehen, aufrecht erhalten.

So verwundert es nicht, wenn sie deren gleichwohl aufmerksam beobachtete, kriegsbedingte Virulenz des öfteren auch anprangerte. Das äußerte sich in vorurteilsbelastenden Darstellungen über die steigende Bedarfskriminalität und die jüdischen Kriegsflüchtlinge aus dem Osten wie in der Kritik an ihren Geschlechtsge nossinnen aus gesellschaftlichen Unterschichten. Solche Frauen würden jede Gelegenheit ergreifen, um von den kriegsbedingten Veränderungen am Arbeitsmarkt zu profitieren, meinte sie, und urteilte aus dieser Perspektive über die legendären Wiener Schaffnerinnen wie über die städtischen Dienstoffotinnen, die im Jahr 1918 zum vielstrapazierten Thema ihrer Briefe wurden. Hier fiel das Urteil vielfach äußerst negativ aus – vielleicht auch deshalb, weil Christl Wolf sich im Gegensatz zu vielen anderen bürgerlichen Frauen dieser Zeit nie in der Kriegsfürsorge engagiert hatte, die auch zahlreiche Initiativen für besonders „notleidende“ (Arbeiter-)Frauen beinhaltete.⁷⁸ Zudem war sie aufgrund ihrer persönlichen Lage als Schwangere und

⁷⁷ Vgl. u. a. *Sigrid Augeneder*, Arbeiterinnen im Ersten Weltkrieg. Lebens- und Arbeitsbedingungen proletarischer Frauen in Österreich, Wien 1987, 128 ff.; *Reinhard Sieder*, Behind the lines: working-class family life in wartime Vienna, in: Richard Wall/Lay Winter (Hg.), *The Uproaval of War*. Family, Work and Welfare in Europe, 1914–1918, Cambridge 1988, 109–139, hier 110 ff.; *Daniel*, Arbeiterfrauen, 215 ff. Für Deutschland hat zudem Alf Lüdke aufgezeigt, wie nachahmig sich die Erinnerung an den „Kohl-“ oder „Steckrübenwinter“ 1916/17 in das kollektive Gedächtnis vieler Menschen eingeschrieben hat: *Alf Lüdke*, Hunger, Essens-„Genuß“ und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterfrauen. Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 1910–1940, in: Ders.: *Eigen-Sinn*. Fabrikalltag, Arbeiterfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993, 194–209, bes. 196–200.

⁷⁸ Vgl. z. B. *Augeneder*, Arbeiterinnen, 18 ff.; *Ingrid Bauer*, Frauen im Krieg. Patriotismus, Hunger, Protest – Weibliche Lebenszusammenhänge zwischen 1914 und 1918, in: Brigittie Mähl-Walting (Hg.), *Die Andere* Geschichte I. Eine Salzburger Frauengeschichte von der ersten

„polnisches Schloß“. Wann wird die feierliche Einweihung stattfinden? Bist Du schon zurück von Deiner ‚Besuchstournee‘? Wie war das ‚Wiedersehen im Felde‘? – Dennoch wog vor allem die Gemeinsamkeit stiftende Wirkung der hier skizzierten Briefinhalte, was Christl selbst auch ausführte. Ihrer doppelten Ausrichtung entsprechend, nahm sie etwa am 5. Mai 1916 auf Naturschilderungen ihres Partners im Kontext seiner Darstellung des Krieges als Reise⁷⁵ gerade mit dem Verweis auf ihre ungewisse Zukunft Bezug: „Ach Du, den einen Brief muß ich wieder und immer lesen wo Du so schön von den Bergen schreibst, ich sehe mit meinen geistigen Augen alles so schön und deutlich vor mir ... Wenn ein gütiges Schicksal es will, hoff ich werden wir die Pracht auch einmal zusammen bewundern können, gelt Poldi?“ Wenige Tage später, am 9. Mai 1916, artikuliert sie dann die verbindende Wirkung solcher Briefe Leopolds explizit – wohl wissend, wie es scheint, daß damit die „Schattenseiten“ des Kriegseinsatzes gleichzeitig verschleiert wurden: „Nun danke ich Dir sehr für Deine ausführliche Beschreibung, jetzt kann ich mir doch annähernd eine Vorstellung Deiner Behausung und Deines Treibens machen. ... Eigentlich beneide ich Dich um Deinen Aufenthalt, d. h. daß ich ihn Dir von ganzem Herzen gönne sowie alles, was Dich glücklich macht. Ich freue mich ja unendlich daß es Dir vergönnt ist alle diese Herrlichkeiten die zwar auch viele Schattenseiten haben werden, zu schauen, besonders aber daß wir uns auch in diesem Punkt nahe gekommen sind.“

5. „.... dann hat die Regierung nichts zu lachen, und mit Recht.“ –
Die ‚Heimat‘ verändert sich

War es damit im vorliegenden Briefdialog tatsächlich so, daß „der Primat für die Konstruktion neuer Deutungen bei den Männern an der Front (lag)“, wie Benjamin Ziemann in Hinblick auf die ländliche Bevölkerung Bayerns festgehalten hat?⁷⁶ Die an vielen Stellen manifeste Bereitschaft, mit der Christl Lang den dargelegten Tendenzen der Kriegskorrespondenz Leopolds begegnete, obwohl diese ihr oft nicht mehr denn offizielle Sinnstiftungen des Krieges vermittelten, scheint eine solche Sicht zu erhärten – umso mehr, da Christl in vielerlei Hinsicht auch selbst der Rede vom Privaten und Alltäglichen abseits der Wirklichkeit des Krieges verpflichtet blieb. In diesem Sinne ließe sich anhand zahlreicher Beispiele leicht darlegen, wie uneingeschränkt in ihren Briefen häufig ein vom Krieg weitgehend unberührt, mithin „normaler“ Alltag einer Tochter „aus gutem Hause“ dominierte, der bestimmt war von familiärem, Musik oder Handarbeiten, von Theaterbesuchen und anderen Geselligkeiten.

Einen Höhepunkt fand ihr privilegiertes Bemühen um normale Verhältnisse im Jahre 1917, an dessen Beginn die baldige Verehelichung des Paares beschlossen

⁷⁵ Vgl. Konrad Köstlin, Erzählen vom Krieg – Krieg als Reise, in: BIOS 2 (1989), 173–182. Häufiger folgten diesem Topos die Briefe des k. u. k. Offiziers Schärf, behandelt von Sturm, Lebenszeichen, 62 ff., und des deutschen Offiziers Paulssen, behandelt von Raulh-Kühne, Gelegentlich wurde auch geschossen, 155.

⁷⁶ Vgl. Ziemann, Front und Heimat, 21.

worden war. Die nachfolgende Korrespondenz Christls erscheint umso deutlicher als der kontinuierliche Versuch, die Verbindung mit Leopold allen Widrigkeiten des Krieges zum Trotz in eine für ihre Klasse angemessene und abgesicherte Ehe münden zu lassen. Dabei wurde sie von ihren Eltern unterstützt, wodurch tatsächlich noch die Gründung eines offenbar bestens ausgestatteten Haushalts in einer eigenem, neu eingerichteten Wohnung gelang – zu einem Zeitpunkt wohl gemerkt, als der Großteil der Wiener Bevölkerung bereits hungerte und froh, da die kargen Lebensmittel und Bedarfsgüter nur noch gegen Marken, über ländliche Verwandte, Hamstern oder gegen viel Geld auf dem Schwarzmarkt zu bekommen waren.⁷⁷ Auch ab Dezember 1917, als ihre Korrespondenz wiederum erhalten ist, demonstrieren viele Alltagsberzählungen Christl Wolfs, die nun häufig um die neuen Rollen als (werdende) Mutter, Haus- und Ehefrau kreisen, noch relativen Wohlstand, wenn auch manchmal bereits Geldmangel artikuliert wurde. Dennoch konnte sie ausreichend Vorsorge für ein Kind treffen, ein Dienstmädchen beschäftigen, 1918 auf „Sommerfrische“ auf dem Land leben und sich dort der Obsorge um den Säugling widmen, dessen Entwicklung sie Leopold in vielen langen Briefen ausführlich beschrieb. In ihren Entscheidungen bedachte sie die Instanz des abwesenden Ehemannes ständig mit und hielt sich an dessen familiäre Autorität. Die mit der überragenden Gesellschaftsordnung einhergehende Geschlechterordnung schien, so gesehen, aufrecht erhalten.

So verwundert es nicht, wenn sie deren gleichwohl aufmerksam beobachtete, kriegsbedingte Virulenz des öfteren auch anprangerte. Das äußerte sich in vorurteilsbeladenen Darstellungen über die steigende Bedarfskriminalität und die jüdischen Kriegsflüchtlinge aus dem Osten wie in der Kritik an ihren Geschlechtsge nossinnen aus gesellschaftlichen Unterschichten. Solche Frauen würden jede Gelegenheit ergreifen, um von den kriegsbedingten Veränderungen am Arbeitsmarkt zu profitieren, meinte sie, und urteilte aus dieser Perspektive über die legendären Wiener Schaffnerinnen wie über die städtischen Dienstbotinnen, die im Jahr 1918 zum vielstrapazierten Thema ihrer Briefe wurden. Hier fiel das Urteil vielfach äußerst negativ aus – vielleicht auch deshalb, weil Christl Wolf sich im Gegensatz zu vielen anderen bürgerlichen Frauen dieser Zeit nie in der Kriegsfürsorge engagiert hatte, die auch zahlreiche Initiativen für besonders „notleidende“ (Arbeiter-)Frauen beinhaltete.⁷⁸ Zudem war sie aufgrund ihrer persönlichen Lage als Schwangere und

⁷⁷ Vgl. u. a. Sigrd Augeneder, Arbeiterinnen im Ersten Weltkrieg. Lebens- und Arbeitsbedingungen proletarischer Frauen in Österreich, Wien 1987, 128 ff.; Reinhard Sieder, Behind the Lines: working-class family life in wartime Vienna, in: Richard Wall/Jay Winter (Hg.), The Uproar of War. Family, Work and Welfare in Europe, 1914–1918, Cambridge 1988, 109–139, hier 110 ff.; Daniel, Arbeiterfrauen, 215 ff. Für Deutschland hat zudem Alf Lüdtke aufgezeigt, wie nachhaltig sich die Erinnerung an den „Kohl-“ oder „Steckrübenwinter“ 1916/17 in das kollektive Gedächtnis vieler Menschen eingeschrieben hat: Alf Lüdtke, Hunger, Essens-„Genuß“ und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterinnen. Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 1910–1940, in: Ders.: Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993, 194–209, bes. 196–200.

⁷⁸ Vgl. z. B. Augeneder, Arbeiterinnen, 18 ff.; Ingrid Baier, Frauen im Krieg. Patriotismus, Hunger, Protest – Weibliche Lebenszusammenhänge zwischen 1914 und 1918, in: Brigitte Mazohl-Walting (Hg.), Die Andere Geschichte 1. Eine Salzburger Frauengeschichte von der ersten

junge Mutter in einem eigenen Haushalt nun mehr denn je auf deren Arbeit angewiesen. Daher klagte sie aus ihrer Sicht darüber, daß ein „anständiges Dienstmädchen“ kaum mehr zu haben sei und schon „das dümmste Bauerntrampel“ mehr Lohn verlangte als „eine perfekte Köchin“ seinerzeit, wie sie am 11. Februar 1918 schrieb, und entließ das eine Mädchen so rasch wie das andere. Die Gründe dafür teilte sie ihrem Mann genau mit: Sie reichten von der angeblich maßlosen Neugierde und Schlampererei einer Diensthöbin bis hin zum Urstand, daß sich eine andere offenbar lieber „auf der Gasse als zu Hause“ aufhielt – dort, wo zu jener Zeit ständig Protest grassierte, der jederzeit in einen „Hungerkrawall“ münden konnte.⁷⁹ So heißt es in einem Brief vom 19. April 1918, als auch Christl Wolf angesichts der katastrophalen Versorgungslage in Wien bereits dazu gezwungen war, fertigtigekochte Mahlzeiten aus der Kriegsküche zu beziehen: „Sie schimpft täglich über die Kriegsküche in einer Weise, die mir zuwider ist. Ich glaube nämlich auch, sie wird von den anderen Mädchen beim Essen holen aufgehetzt. Sie erzählt mir ja sehr oft wie sie alle miteinander schimpfen über die Küche und ihre Frauen.“

Zum Zeitpunkt dieses Briefes hatte sich die Relevanz der verschiedenen Erfahrungsfelder Christis freilich bereits verschoben.⁸⁰ Als Konsequenz dessen finden wir nun auch eine zur Klassendifferenz gegenläufige Briefrhetorik, die sich durchaus als Ausdruck von Solidarität mit dem „Volk“ manifestieren konnte. Diese Rhetorik zeigt, wie aktiv selbst diese in vielerlei Hinsicht rollenkonforme Offiziersgattin nun den Krieg und die einhergehenden politischen und sozialen Verhältnisse deutete – mitunter auch gegen die Sichtweisen ihrer Klasse und ihres Ehemanns. So gesehen, fügten sich manche ihrer Erfahrungen und Einstellungen in das Kollektiv vieler anderer Frauen der Zeit, die am Krieg und an den sozio-ökonomischen Konsequenzen des Krieges heftige Kritik übten. Damit spannt sich ein Bogen zu den eingangs erwähnten, in der zweiten Kriegshälfte so heftig denunzierten weiblichen „Jammer-“ oder „Klagebriefen“. Er reicht über das kriegspropagandistisch eng gespannte Bedeutungsfeld weit hinaus und demonstriert stattdessen „Eigensinn“ – den „Versuch, Abstand von Zumutungen ‚von oben‘ wie ‚von nebanan‘ zu gewinnen“.⁸¹

Der Erzählrahmen dafür öffnete sich bei Christl relativ früh, und obwohl Leopold ihren kritischen Hinweisen auf die Versorgungslage in Wien durchaus zynisch begegnen konnte. Das belegt ein Brief vom 18. April 1915, in dem es heißt: „Ich kann trotz allem Gejammer über die Verhältnisse in Wien nicht die Hälfte glauben.“

Mädchenschule (1695) bis zum Frauenwahlrecht (1918), Salzburg-München 1995, 283–334, hier 289 ff.; *Daniel*, Arbeiterfrauen, 81 f.; *Barbara Gurrmann*, Weibliche Heimarmee. Frauen in Deutschland 1914–1918, Weinheim 1989, 117 ff. u. 132 ff.

⁷⁹ Spontane Protestaktionen auf Märkten und gegen Einrichtungen der Kriegswirtschaft wurden v. a. von Frauen und Jugendlichen getragen; sie häuften sich ab 1916. Vgl. *Berthold Unfried*, Arbeiterprotest und Arbeiterbewegung in Österreich während des Ersten Weltkrieges. Diss. Univ. Wien 1990, 72 ff. Für Bremen vgl. die vielen diesbezüglichen Briefe von Anna Pöhlend, in: *Kachulle (Hg.)*, Die Pöhlend.

⁸⁰ Zum Konzept des Nebeneinanders verschiedener, für die Prägung von Wahrnehmung mehr oder weniger dominanter Erfahrungsfelder vgl. *Ziemann*, Front und Heimat, 24.

⁸¹ *Aff Lüttke*, Arbeit, Arbeiterfahrungen und Arbeiterpolitik. Zum Perspektivenwechsel in der historischen Forschung, in: *Ders., Eigensinn*, 351–440, hier 377.

Ihr regt Euch auf, daß man jetzt Brot- und Milchkarten kriegt. Wer kennt nicht schon längst die Fahr-Karten, Wein-Karten, Ansichts-, Post- und andere Karten. Wir wären froh, Brotkarten zu kriegen, denn da kriegt man wenigstens sicher Brot dafür, so aber kriegen wir keins, und müssen Semmeln, Panzerltn, Nockerln, Zwieback und so Zeugs essen. Wie froh wären wir, wenn wir wieder einmal Land-Karten bekämen!“ Dennoch setzte Christl ihre Berichte über die Verschlechterung der Lebensbedingungen in der Heimat fort, wovon mehrere Briefe des Jahres 1916 zeugen. So beschrieb sie ausführlich das stundenlange Anstellen um Lebensmittel von Hunderten von Menschen vor den Geschäften, und verteidigte einhergehende Auseinandersetzungen mit dem Wachpersonal. Oder sie identifizierte sich sogar mit dem sozialen Protest von Frauen, den sie andererseits noch 1918 auch fürchtete, wie oben belegt wurde. In diesem Zusammenhang schrieb sie in einem vielsagenden Brief vom 9. Mai 1916 unter Bezugnahme auf ein von Leopold Wolf beschriebenes „Ostersonntagsmenü“ der Offiziere, das sich „pompös“ lese: „Bei uns in Wien aber ist man schon sehr ungeduldig und mit Recht. Heute sollen fürchterliche Krawalle am Rudolfsheimer Markt u. im X. Bez. gewesen sein. Eine nicht unbedeutende Menge Frauen zogen sogar ins Parlament um zu randalieren. Wenn nur auch ein Erfolg zu sehen wäre. Auch auf unseren Bürgermeister haben sie es scharf.“ Oder sie reflektierte ihre eigene privilegierte Situation, wie am 7. November 1916: „Es gibt jetzt leider Gottes Menschen, arme Menschen, die Tag und Nacht beim schwachen Schein einer Kerze arbeiten müssen, und oft haben sie nicht einmal die, weil es keine gibt, o. weil sie wahrscheinlich teuer sind. Wir haben ja so noch keinen Begriff was Not heißt, um die zu verstehen muß man hinunter schauen in die untersten Schichten, da kann man was erleben, daß Gott erbarm.“

Im Jahr 1918 war der kritische Tenor in den Briefen Christl Wolfs dann unüberhörbar und häufig artikuliert; die noch 1917 aufgrund der Verhelicung des Paares kulminierende Inszenierung von Normalität hatte damit endgültig ihr ebenso auffälliges Gegengewicht gefunden. Auslöser dafür waren der für sie selbst spürbar gewordene Mangel, d. h. ihre eigene Betroffenheit von den dramatischen Versorgungsengpässen der Mittelmächte. Zusätzlich machte sie nur bittere Erfahrungen mit der „schlampigen Wirtschaft“ der Kriegsliquidatur, wo sich trotz mehrerer Interventionen die Auszahlung der ihr als Offiziersgattin zustehenden Kriegsunterstützung laufend verzögerte, was den ganzen „Jammer“ – „buchstäblich ein Kampf ums Dasein“ – noch verschärfte. Davon berichtete Christl Wolf ihrem Mann, der ihr nun häufig Pakete mit Lebensmitteln, Stoffen und dergleichen schickte, in sehr offener, anklagender Weise, indem sie vor allem auch die politischen Verhältnisse, die Kriegswirtschaft und damit den Staat und die Militärführung anprangerte – wie am 16. Februar 1918: „Nun ich seh nur, vom Staat aus könnt' man regelrecht verhungern ... Ich bin wirklich schon wütend auf diese ganze Soldatenwirtschaft. Die Hauptsache wäre die, daß wir jetzt von der Ukraine Lebensmittel bekommen um das aufgeregte Volk in Wien und überall vorläufig zu beruhigen, denn im Grunde genommen ist's ja der Magen der Hungrigen, der schreit zum Generalstreik und zum Ausstand. Wunder ist es wirklich keines. Seit 14 Tagen gibts kein Fleisch in Wien, auf Schleichwegen natürlich ausgenommen, da kannst Du Dir, wenn Du's nötige Kleingeld hast, auch einen Ochsen brauten. Ja, ja, alles gibts heutzutage, nur keine Gerechtigkeit und Ehrlichkeit.“

junge Mutter in einem eigenen Haushalt nun mehr denn je auf deren Arbeit angewiesen. Daher klagte sie aus ihrer Sicht darüber, daß ein „anständiges Dienstmädel“ kaum mehr zu haben sei und schon „das dümmste Bauerntempel“ mehr Lohn verlange als „eine perfekte Köchin“ seinerzeit, wie sie am 11. Februar 1918 schrieb, und entließ das eine Mädchen so rasch wie das andere. Die Gründe dafür teilte sie ihrem Mann genau mit. Sie reichten von der angeblich maßlosen Neugierde und Schlampererei einer Dienstin bis hin zum Umstand, daß sich eine andere offenbar lieber „auf der Gasse als zu Hause“ aufhielt – dort, wo zu jener Zeit ständig Protest grassierte, der jederzeit in einen „Hungerkrawall“ münden konnte.⁷⁹ So heißt es in einem Brief vom 19. April 1918, als auch Christl Wolf angesichts der katastrophalen Versorgungslage in Wien bereits dazu gezwungen war, fertiggekochte Mahlzeiten aus der Kriegsküche zu beziehen: „Sie schimpft täglich über die Kriegsküche in einer Weise, die mir zuwider ist. Ich glaube nämlich auch, sie wird von den anderen Mädeln beim Essen holen aufgehetzt. Sie erzählt mir ja sehr oft wie sie alle miteinander schimpfen über die Küche und ihre Frauen.“

Zum Zeitpunkt dieses Briefes hatte sich die Relevanz der verschiedenen Erfahrungsfelder Christls freilich bereits verschoben.⁸⁰ Als Konsequenz dessen finden wir nun auch eine zur Klassendifferenz gegenläufige Briefrhetorik, die sich durch aus als Ausdruck von Solidarität mit dem „Volk“ manifestieren konnte. Diese Rhetorik zeigt, wie aktiv selbst diese in vielerlei Hinsicht rollenkonforme Offiziersgattin nun den Krieg und die einhergehenden politischen und sozialen Verhältnisse deutete – mitunter auch gegen die Sichtweisen ihrer Klasse und ihres Ehemanns. So gesehen, fügen sich manche ihrer Erfahrungen und Einstellungen in das Kollektiv vieler anderer Frauen der Zeit, die am Krieg und an den sozio-ökonomischen Konsequenzen des Krieges heftige Kritik übten. Damit spannt sich ein Bogen zu den eingangs erwähnten, in der zweiten Kriegshälfte so heftig denunzierten weiblichen „Jammer-“ oder „Klagebriefen“. Er reicht über das kriegspropagandistisch eng gespannte Bedeutungsfeld weit hinaus und demonstriert stattdessen „Eigensinn“ – den „Versuch, Abstand von Zumutungen ‚von oben‘ wie ‚von nebenan‘ zu gewinnen“.⁸¹

Der Erzählrahmen dafür öffnete sich bei Christl relativ früh, und obwohl Leopold ihren kritischen Hinweisen auf die Versorgungslage in Wien durchaus zynisch begegnen konnte. Das belegt ein Brief vom 18. April 1915, in dem es heißt: „Ich kann trotz allem Gejammer über die Verhältnisse in Wien nicht die Hälfte glauben.

Mädchenschule (1695) bis zum Frauenwahlrecht (1918), Salzburg-München 1995, 283–334, hier 289 ff.; *Daniel*, Arbeiterfrauen, 81 f.; *Barbara Guttmann*, Weibliche Heimatsee. Frauen in Deutschland 1914–1918, Weinheim 1989, 117 ff. u. 132 ff.

⁷⁹ Spontane Protestaktionen auf Märkten und gegen Einrichtungen der Kriegswirtschaft wurden v. a. von Frauen und Jugendlichen getragen; sie häuften sich ab 1916. Vgl. *Berthold Unfried*, Arbeiterprotest und Arbeiterbewegung in Österreich während des Ersten Weltkrieges, Diss. Univ. Wien 1990, 72 ff. Für Bremen vgl. die vielen diesbezüglichen Briefe von Anna Pöhländ, in: *Kahtulle (Hg.)*, Die Pöhländs.

⁸⁰ Zum Konzept des Nebeneinanders verschiedener, für die Prägung von Wahrnehmung mehr oder weniger dominanter Erfahrungsfelder vgl. *Ziemann*, Front und Heimat, 24.

⁸¹ *Aif Lüdike*, Arbeit, Arbeiterfahrungen und Arbeiterpolitik. Zum Perspektivenwechsel in der historischen Forschung, in: *Ders.*, Eigensinn, 351–440, hier 377.

Ihr regt Euch auf, daß man jetzt Brot- und Milchkarten kriegt. Wer kennt nicht schon längst die Fahr-Karten, Wein-Karten, Ansichtskarten, Post- und andere Karten. Wir wären froh, Brotkarten zu kriegen, denn da kriegt man wenigstens sicher Brot dafür, so aber kriegen wir keins, und müssen Semmeln, Paunzerln, Nockerln, Zwieback und so Zeugs essen. Wie froh wären wir, wenn wir wieder einmal Land-Karten bekämen!“ Dennoch setzte Christl ihre Berichte über die Verschlechterung der Lebensbedingungen in der Heimat fort, wovon mehrere Briefe des Jahres 1916 zeugen. So beschrieb sie ausführlich das stundenlange Anstellen um Lebensmittel von Hunderten von Menschen vor den Geschäften, und verteidigte einhergehende Auseinandersetzungen mit dem Wachpersonal. Oder sie identifizierte sich sogar mit dem sozialen Protest von Frauen, den sie andererseits noch 1918 auch fürchtete, wie oben belegt wurde. In diesem Zusammenhang schrieb sie in einem vielsagenden Brief vom 9. Mai 1916 unter Bezugnahme auf ein von Leopold Wolf beschriebenes „Ostersonntagsmenü“ der Offiziere, das sich „pompös“ lese: „Bei uns in Wien aber ist man schon sehr ungeduldig und mit Recht. Heute sollen fürchterliche Krawalle am Rudolfshaimer Markt u. im X. Bez. gewesen sein. Eine nicht unbedeutende Menge Frauen zogen sogar ins Parlament um zu randalieren. Wenn nur auch ein Erfolg zu sehen wäre. Auch auf unseren Bürgermeister haben sie es scharf.“ Oder sie reflektierte ihre eigene privilegierte Situation, wie am 7. November 1916: „Es gibt jetzt leider Gottes Menschen, arme Menschen, die Tag und Nacht beim schwachen Schein einer Kerze arbeiten müssen, und oft haben sie nicht einmal die, weil es keine gibt, o. weil sie wahrscheinlich teuer sind. Wir haben ja so noch keinen Begriff was Not heißt, um die zu verstehen muß man hinunter schauen in die untersten Schichten, da kann man was erleben, daß Gott erbarm.“

Im Jahr 1918 war der kritische Tenor in den Briefen Christl Wolfs dann unüberhörbar und häufig artikuliert; die noch 1917 aufgrund der Verehelichung des Paares kulminierende Inszenierung von Normalität hatte damit endgültig ihr ebenso auffälliges Gegengewicht gefunden. Auslöser dafür waren der für sie selbst spürbar gewordene Mangel, d. h. ihre eigene Betroffenheit von den dramatischen Versorgungseingipfungen der Mittelmächte. Zusätzlich machte sie nur bittere Erfahrungen mit der „schlampigen Wirtschaft“ der Kriegsquidatur, wo sich trotz mehrerer Interventionen die Auszahlung der ihr als Offiziersgattin zustehenden Kriegsunterstützung laufend verzögerte, was den ganzen „Jammer“ – „buchstäblich ein Kampf ums Dasein“ – noch verschärfte. Davon berichtete Christl Wolf ihrem Mann, der ihr nun häufig Pakete mit Lebensmitteln, Stoffen und dergleichen schickte, in sehr offener, anklagender Weise, indem sie vor allem auch die politischen Verhältnisse, die Kriegswirtschaft und damit den Staat und die Militärführung anprangerte – wie am 16. Februar 1918: „Nun ich seh nur, vom Staat aus könnt' man regelrecht verhungern ... Ich bin wirklich schon wütend auf diese ganze Soldatenwirtschaft. Die Hauptsache wäre die, daß wir jetzt von der Ukraine Lebensmittel bekommen um das aufgeregte Volk in Wien und überall vorläufig zu beruhigen, denn im Grunde genommen ist's ja der Magen der Hungrigen, der schreit zum Generalstreik und zum Ausstand. Wunder ist es wirklich keines. Seit 14 Tagen gibts kein Fleisch in Wien, auf Schleichwegen natürlich ausgenommen, da kannst Du Dir, wenn Du's nötige Kleingeld hast, auch einen Ochsen brauten. Ja, ja, alles gibts heutzutage, nur keine Gerechtigkeit und Ehrlichkeit.“

Im April 1918 deuten Briefe von ihr sogar auf den inneren Wunsch nach Beteiligung am Protest gegen die „Sauwirtschaft“ und die „hundsmissablen“ Zustände im Hinterland, denen die Regierung nur Versprechungen über „goldene Berge“ entgegenzuhalten habe: „... dann hat die Regierung nichts zu lachen, und mit Recht“, schrieb sie am 28. April. Die imaginierten Formen dafür hatte Christl den Frauen der „Gasse“, die Protest tatsächlich betrieben, abgeschaut, was sie am 25. April verdeutlichte: „In Wien gibt's seit dieser Woche kein Mehl, nur Mais und Haberreis, es ist haarsträubend. Am liebsten möchte ich dem Ernährungsamt die Fenster einhauen und dem Minister den Kopf dazu, dem Trottel.“

Das ist die eine Stoßrichtung der zeitgenössischen weiblichen „Klage-“ oder „Jammerbriefe“. Sie entwickelte sich, je nach der sozialen und materiellen Situation der Frauen, früher oder später, und brachte ihr durch die Kriegsverhältnisse gesteigertes Wissen um Politik zum Ausdruck. Das Interesse daran hatte bereits der Ausbruch des Krieges geschürt, als die durch Tageszeitungen und „Extra-Ausgaben“ kolportierten Nachrichten in aller Munde waren und zu einer allgemeinen Politisierung führten, an der insbesondere die Frauen – aber auch viele Schülerinnen und Schüler – teilhatten.⁸² In der Folge nahmen sie sehr bald eine neue, aktive Rolle ein, indem sie in ihrer Feldpost Inhalte der täglich gelesenen Zeitungen und politische Debatten an der „Heimatfront“ oder auch in ihrer beziehungsweise des Ehe-manns Partei nicht nur wiedergaben, sondern auch kritisch diskutierten.⁸³ Umgekehrt wußten ihre Partner, wiewohl im Kriegseinsatz, vom Kriegsverlauf wie vom Geschehen in der Heimat oft nur sehr wenig und waren auch in dieser Hinsicht auf Briefe angewiesen – insbesondere dann, wenn sie keine Zeitungen erhielten und Postsperrre herrschte.

Damit führte der Krieg, je länger er dauerte, zu einer Veränderung, mitunter sogar zu einer Umkehr im Dialog der Geschlechter über Politik, was sich auch in der Kriegskorrespondenz Christl Wolfs andeutet, wenn sie ausführlich auf die Berichterstattung der Zeitungen oder Gerüchte über den Kriegsverlauf und Friedensverhandlungen eingeht. Daß daher Definitionen zu kurz greifen, die weibliche Briefedem „engen Aktionsradius Familie“ zuordnen und als theoretische Prämissen davon ausgehen, daß Frauen Briefe schreiben, „anstatt Reisen, Geschäfte, Politik zu machen oder „große Literatur zu schreiben“,⁸⁴ möchte ich zuletzt am Beispiel einer zweiten Stoßrichtung weiblicher „Jammerbriefe“ des Ersten Weltkrieges aufzeigen. Sie hängt zwar ebenfalls mit dem Bereich der Familie zusammen, bedeutete jedoch massives – letztlich politisches – Handeln und Intervenieren von Frauen, das mit ihrer Teilnahme an „Hungerkrawallen“, Streiks und Demonstrationen gegen den Krieg vergleichbar ist.

82 Vgl. *Spann*, Vom Leben im Kriege, 159; *Christa Hämmerle*, The Self which should be unselfish: Aspects of Self-Testimonies from the First World War, in: Dies. (Hg.), *Plurality and Individuality. Autobiographical Cultures in Europe*, Wien 1995 (= IFK-materialien 2/95), 100–112.

83 Vgl. auch die vielen Beispiele im den Briefen Anna Pöhlands, ediert in *Kachulle* (Hg.), Die Pöhlands, und das Beispiel des Ehepaars Schärf, behandelt in *Sturm*, Lebenszeichen, bes. 117–123.

84 Vgl. *Runge u. a.*, Einleitung, 9.

6. daß Du Dich, wie Du sagst, von einem ‚Weib heimflennen läßt‘ – Die ‚Heimat‘ greift nach der ‚Front‘

Denn eines vor allem verbindet Christl Wolf mit anderen Frauen jener Jahre: Sie nahmen es häufig nicht einfach hin, daß das Vaterland ihre Männer in den Krieg geschickt hatte, und versuchten daher, in ihren Briefen dagegen Einfluß zu nehmen. Dabei beriefen sie sich auf das Beispiel anderer Männer, die angeblich aus gesundheitlichen oder familiären Gründen Urlaub erhalten hatten oder erst gar nicht zum Dienst an der Front eingezogen worden waren, und übermittelten Informationen oder kursierende Gerüchte darüber, wie es anzustellen wäre, ins Hinterland versetzt zu werden. Die Palette der vorgeschlagenen Strategien reichte vom Ansuchen um Heirats-, Geburts- oder Ernteurlaub über den möglichen Verweis auf eine gravierende Erkrankung der Frau bis hin zur Aufforderung, den Feldweibel durch Geld zu bestechen.⁸⁵ Fruchteren solche Ratschläge nicht, intervenierten viele Frauen auch selbst, sei es durch schriftliche Gesuche und dringliche Telegramme,⁸⁶ sei es durch persönliche Vorsprachen bei Militärpersonen und Behörden, denen der Ruf anhaftete, bei den Enthebungen vom Militärdienst vor allem Korruption und Protektion walten zu lassen.⁸⁷ All das wurde in Kriegsbriefen von Frauen offen artikuliert und ausgehandelt, und viele der entsprechenden Stellen lesen sich als Ausdruck eines erbitterten Ankämpfens gegen den Staat, das Militär oder verinnerlichte Ansprüche der Soldaten – was wohl mit ein Grund für jene Gefährlichkeit war, die weiblichen „Klage-“ oder „Jammerbriefe“ im offiziellen zeitgenössischen Diskurs beigemessen wurde.

Das Beispiel von Leopold und Christl Wolf fügt sich in das Raster einer solchen Unterwanderung männlicher Pflichterfüllung durch Frauenbriefe, auch wenn die vielen diesbezüglichen Versuche letztlich vergeblich waren. Sie setzten ab dem November 1916 ein, als Leopold nach seiner Verwundung erneut im Kriegseinsatz war. Am 7. dieses Monats äußerte Christl eindringlich ihre große Sorge um das Wohlbefinden des Verlobten. Dabei berief sie sich auch auf einen befreundeten Arzt: „... der sagte, es ist überhaupt ein Wahnsinn, daß Du hinausgegangen bist, auf das, daß Du so schon seit Kriegsbeginn draußen warst, und noch dazu die Erkrankung im Sommer, hättest Du einen mehrmonatlichen Urlaub, oder einen ganz leichten Dienst im Hinterland anstreben können. Aber diese Predigt wird bei einem Ohr hinein und beim anderen heraus gehen fürcht ich bei Dir, gelt, oder solltest Du dich gebessert haben?“ Schon am 3. Januar 1917 lesen wir dann in einem Brief, den Christl einem rückkehrenden Urlauber mitgegeben hatte, der ihr bestätigte, daß Leopold ständig im Einsatz war, eine konkrete Aufforderung: „Nun muß ich aber ein ernstes Wort mit Dir reden, und hoffe ich predige nicht tauben Ohren.“

85 Vgl. etwa die ständig wiederkehrenden Passagen im Briefwechsel zwischen Minna Falkenhain und ihrem Ehemann Karl, ediert in *Schulmann* (Hg.), „Zieh dich warm an!“, z. B. 26, 71, 75, 79, 107; *Kachulle* (Hg.), Die Pöhlands, 46, 59 f., 62, 199, 201. Das Thema wurde auch literarisch verarbeitet: *Arnold Zweig*, *Junge Frau* von 1914. Roman, Berlin 1995 (1. Aufl. 1931).

86 Vgl. auch *Sturm*, Lebenszeichen, 147.

87 Vgl. *Spann*, Vom Leben im Kriege, 161.

Im April 1918 deuten Briefe von ihr sogar auf den inneren Wunsch nach Beteiligung am Protest gegen die „Sawirtschaft“ und die „hundsmiserablen“ Zustände im Hinterland, denen die Regierung nur Versprechungen über „goldene Berge“ entgegenzuhalten habe: „... dann hat die Regierung nichts zu lachen, und mit Recht“, schrieb sie am 28. April. Die imaginierten Formen dafür hatte Christl den Frauen der „Gasse“, die Protest tatsächlich betrieben, abgeschaut, was sie am 25. April verdeutlichte: „In Wien gibt's seit dieser Woche kein Mehl, nur Mais und Haberreis, es ist haarträubend. Am liebsten möchte ich dem Ernährungsamt die Fenster einbauen und dem Minister den Kopf dazu, dem Trottel.“

Das ist die eine Stoßrichtung der zeitgenössischen weiblichen „Klage-“ oder „Jammerbriefe“. Sie entwickelte sich, je nach der sozialen und materiellen Situation der Frauen, früher oder später, und brachte ihr durch die Kriegsverhältnisse gesteigertes Wissen um Politik zum Ausdruck. Das Interesse daran hatte bereits der Ausbruch des Krieges geschürt, als die durch Tageszeitungen und „Extra-Ausgaben“ kolportierten Nachrichten in aller Munde waren und zu einer allgemeinen Politisierung führten, an der insbesondere die Frauen – aber auch viele Schülerinnen und Schüler – teilhatten.⁸² In der Folge nahmen sie sehr bald eine neue, aktive Rolle ein, indem sie in ihrer Feldpost Inhalte der täglich gelesenen Zeitungen und politischen Debatten an der „Heimatfront“ oder auch in ihrer beziehungsweise des Ehepartners Partei nicht nur wiedergaben, sondern auch kritisch diskutierten.⁸³ Umgekehrt wußten ihre Partner, wiewohl im Kriegseinsatz, vom Kriegsverlauf wie vom Geschehen in der Heimat oft nur sehr wenig und waren auch in dieser Hinsicht auf Briefe angewiesen – insbesondere dann, wenn sie keine Zeitungen erhielten und Postsperrre herrschte.

Damit führte der Krieg, je länger er dauerte, zu einer Veränderung, mitunter sogar zu einer Umkehr im Dialog der Geschlechter über Politik, was sich auch in der Kriegskorrespondenz Christl Wolfs andeutet, wenn sie ausführlich auf die Berichterstattung der Zeitungen oder Gerüchte über den Kriegsverlauf und Friedensverhandlungen eingeht. Daß daher Definitionen zu kurz greifen, die weibliche Briefe dem „engen Aktionsradius Familie“ zuordnen und als theoretische Prämisse davon ausgehen, daß Frauen Briefe schreiben, „anstatt Reisen, Geschäfte, Politik zu machen oder „große Literatur zu schreiben“.⁸⁴ möchte ich zuletzt am Beispiel einer zweiten Stoßrichtung weiblicher „Jammerbriefe“ des Ersten Weltkrieges aufzeigen. Sie hängt zwar ebenfalls mit dem Bereich der Familie zusammen, bedeutete jedoch massives – letztlich politisches – Handeln und Intervenieren von Frauen, das mit ihrer Teilnahme an „Hungerkrawallen“, Streiks und Demonstrationen gegen den Krieg vergleichbar ist.

82 Vgl. *Spann*, Vom Leben im Kriege, 159; *Christa Hämmerle*, The Self which should be itselfish: Aspects of Self-Testimonies from the First World War, in: Dies. (Hg.), Plurality and Individuality. Autobiographical Cultures in Europe, Wien 1995 (= IFK-Materialien 2/95), 100–112.

83 Vgl. auch die vielen Beispiele im den Briefen Anna Pöhlhards, ediert in *Kachulle* (Hg.), Die Pöhlhards, und das Beispiel des Ehepaars Schärf, behandelt in *Sturm*, Lebenszeichen, bes. 117–123.

84 Vgl. *Runge u. a.*, Einleitung, 9.

6. „... daß Du Dich, wie Du sagst, von einem ‚Weib heimflennen läßt‘ – Die ‚Heimat‘ greift nach der ‚Front‘

Denn eines vor allem verbindet Christl Wolf mit anderen Frauen jener Jahre: Sie nahmen es häufig nicht einfach hin, daß das Vaterland ihre Männer in den Krieg geschickt hatte, und versuchten daher, in ihren Briefen dagegen Einfluß zu nehmen. Dabei beriefen sie sich auf das Beispiel anderer Männer, die angeblich aus gesundheitlichen oder familiären Gründen Urlaub erhalten hatten oder erst gar nicht zum Dienst an der Front eingezogen worden waren, und übermittelten Informationen oder kursierende Gerüchte darüber, wie es anzustellen wäre, ins Hinterland versetzt zu werden. Die Palette der vorgeschlagenen Strategien reichte vom Ansuchen um Heirats-, Geburts- oder Ernteurlaub über den möglichen Verweis auf eine gravierende Erkrankung der Frau bis hin zur Aufforderung, den Feldweibel durch Geld zu bestechen.⁸⁵ Fruchteten solche Ratschläge nicht, intervenierten viele Frauen auch selbst, sei es durch schriftliche Gesuche und dringliche Telegramme,⁸⁶ sei es durch persönliche Vorgespräche bei Militärpersonen und Behörden, denen der Ruf anhaftete, bei den Enthebungen vom Militärdienst vor allem Korruption und Protektion walten zu lassen.⁸⁷ All das wurde in Kriegsbriefen von Frauen offen artikuliert und ausgehandelt, und viele der entsprechenden Stellen lesen sich als Ausdruck eines erbitterten Anknüpfens gegen den Staat, das Militär oder verinnerlichte Ansprüche der Soldaten – was wohl mit ein Grund für jene Gefährlichkeit war, die weiblichen „Klage-“ oder „Jammerbriefe“ im offiziellen zeitgenössischen Diskurs beigemessen wurde.

Das Beispiel von Leopold und Christl Wolf fügt sich in das Raster einer solchen Unterwanderung männlicher Pflichterfüllung durch Frauenbriefe, auch wenn die vielen diesbezüglichen Versuche letztlich vergeblich waren. Sie setzten ab dem November 1916 ein, als Leopold nach seiner Verwundung erneut im Kriegseinsatz war. Am 7. dieses Monats äußerte Christl eindringlich ihre große Sorge um das Wohlbefinden des Verlobten. Dabei berief sie sich auch auf einen befreundeten Arzt: „... der sagte, es ist überhaupt ein Wahnsinn, daß Du hinausgegangen bist, auf das, daß Du so schon seit Kriegsbeginn draußen warst, und noch dazu die Erkrankung im Sommer, hättest Du einen mehrmonatlichen Urlaub, oder einen ganz leichten Dienst im Hinterland anstreben können. Aber diese Predigt wird bei einem Ohr hinein und beim anderen heraus gehen fürcht ich bei Dir, gelt, oder solltest Du dich gebessert haben?“ Schon am 3. Januar 1917 lesen wir dann in einem Brief, den Christl einem rückkehrenden Urlauber mitgegeben hatte, der ihr bestätigte, daß Leopold ständig im Einsatz war, eine konkrete Aufforderung: „Nun muß ich aber ein ernstes Wort mit Dir reden, und hoffe ich predige nicht tauben Ohren.

85 Vgl. etwa die ständig wiederkehrenden Passagen im Briefwechsel zwischen Minna Falkenhain und ihrem Ehemann Karl, ediert in *Schuhmann* (Hg.), „Zieh dich warm an!“, z. B. 26, 71, 75, 79, 107; *Kachulle* (Hg.), Die Pöhlhards, 46, 59 f., 62, 199, 201. Das Thema wurde auch literarisch verarbeitet: *Arnold Zweig*, Junge Frau von 1914. Roman, Berlin 1995 (1. Aufl. 1931).

86 Vgl. auch *Sturm*, Lebenszeichen, 147.

87 Vgl. *Spann*, Vom Leben im Kriege, 161.

Also Poldi, so geht das nicht weiter alles hat seine Grenzen, und wenn Du nicht irgendetwas unternimmst um die große Last Deiner freiwilligen und unfreiwilligen Pflichten teilweise auf andere Schultern zu laden, bin ich wirklich ernstlich besorgt. ... Ich bitte Dich inständig, wirf ihnen alles hin und schau, daß du fort kommst. Haben sich so viele auf unrechtmäßige Weise ein gutes Plätzchen ausgesucht, kannst Du es gestützt auf Deine Leistungen seit Kriegsbeginn, umso eher tun. Zumindest schau, daß Du jetzt auf Urlaub kommst. ... Ich habe Dir schon einmal geschrieben darüber, aber Du scheinst das nicht gelesen zu haben, o. wollen, gelt? Diesmal aber folg, bitte!⁸⁸

Dieses diskursive Grundmuster zwischen Biten und Flehen oder, in der Sprache Christis, ihrem „Lamentieren“ und „Gejammer“ auf der einen Seite und einem damit verknüpften Aufgebot verschiedenster Argumente auf der anderen Seite verfestigte sich in der Folge und gewann im Jahre 1918 eine besondere Dramatik. Nun nahm das Bemühen, Leopold für einen „leichten Dienst im Hinterland“ „freizubekommen“, das er selbst noch 1917 durch ein entsprechendes, in seinen und Christis Briefen ständig angesprochenes Gesuch und mehrere Interventionen aktiv mitzutragen hatte, auch die Form eines Geschlechterkampfes an. Er steht als Ausdruck einer Entfremdung zwischen den beiden im Zuge der zugespitzten Heterogenisierung ihrer Lebenswelten und ihrer Erfahrungen – einem durchaus vorbereiteten Charakteristikum der Geschlechterbeziehungen in jener letzten Kriegszeit. Der Konflikt verschärfte sich, nachdem gegen Leopold zu Weihnachten 1917 wegen angeblich mangelhafter Erfüllung seiner Aufgaben als Vorgesetzter und Autooffizier der Brigade ein gerichtliches Ermittlungsverfahren eingeleitet worden war.⁸⁸ Zutiefst gekränkt in seiner Würde als „gewissenhafter Offizier, der noch echt österreichisch denkt und handelt“, äußerte er daraufhin in einem Brief vom 18. Januar 1918, aus dem diese Formulierung stammt, sogar explizit Kritik am Krieg beziehungsweise wie man nun „einen Menschen behandelt, der in den Kriegsjahren die beste Zeit seines Lebens verbracht hat. Da möchte man gern vergessen, daß man auch ein guter Soldat ist, und mit den Wiener Arbeitern rufen: ‚Genuß! Ich halte mit!‘ Es ist wirklich kaum glaublich, daß es heute, nach 4 Jahren Krieg noch Leute geben kann, denen Existenz und Stellung eines Offiziers nichts ist ...“

Doch die solchermaßen artikulierte Erbitterung bewirkte, so scheint es, nichts dergleichen; Leopold Wolf blieb seinem Standesdenken auch in den letzten Kriegsmonaten verhaftet; über seine Sicht nach Kriegsende wissen wir leider nicht Bescheid.⁸⁹ Anders als seine Frau, deren klassengemäße Orientierung in mancherlei Hinsicht brüchig geworden war, und anders auch als viele Soldaten, die ihren

⁸⁸ Vgl. auch ÖStA, KM, 1918 I.A. 67–174: Brief des Gerichtstellers an das k. u. k. Armeekorpskommando, datiert 17. Januar 1918. Der zuständige Kommandant berief sich dafür auf den Verdacht der „Hinteransetzung der Dienstvorschriften im allgemeinen“ laut Par. 284 a (mangelnde Aufmerksamkeit gegenüber den Untergebenen in bezug auf die Vollziehung höherer Dienstbefehle) und 286 d (Verabsäumung der Erhaltung und Verwahrung von Montur, Munition, Waffen, Wägen u. dgl.) des geltenden Militärstrafgesetzes.

⁸⁹ Zur nun weitverbreiteten, massiven Kritik an den Offizieren und mentalen Verarbeitungsmustern der Berufsoffiziere in der Ersten Republik vgl. *Peter Melichar*, *Die Kämpfe merkwürdig Untoter*. K. u. k. Offiziere in der Ersten Republik, in: ÖZG 9 (1998), 51–84.

Kriegeinsatz im Jahr 1918 zunehmend verweigerten,⁹⁰ reagierte er auf die sich dahinschleppende Untersuchung gegen ihn durch erhöhte Anpassung und Pflichterfüllung bis zum Kriegsende.⁹¹ Seine letzten erhalten gebliebenen Feldpostbriefe geben uns jedenfalls keinerlei Hinweis auf eine antagonistische Tendenz, im Gegenteil: Die „Wendung zum Privaten“⁹² blieb vorherrschend und Leopold zementierte noch die skizzierte Offiziersperspektive auf angelegte „Normalität“ des Krieges in der Etappe, was sich in gehäuften Erzählungen über die im Gegensatz zur Heimat reichliche Versorgung mit Lebensmitteln und Bedarfsgütern ebenso manifestierte wie in Hinweisen auf seine Arbeitsbelastung, aber auch auf wiederkehrende Langeweile. Das veranlaßte die frischgebackene Mutter Christl Wolf, ihrerseits mehr denn je in Familienarbeit involviert, am 25. April 1918 sogar zur folgenden kritischen Bemerkung: „Ich sag Dir der Tag wird mir zu kurz, kannst mir ein paar Stunden schenken, die Dir in Deiner Langeweile zu viel sind. Ich danke Dir noch herzlich für Deinen letzten Brief, aus dem ich leider bemerken muß, daß Du ein richtiger Faulenzer geworden bist, aber nicht so einer, den man zum Briefschreiben benutzt, sondern ein anderer. Lernet man diese löbliche Beschäftigung im Krieg?“

Trotz oder gerade in der Konsequenz solcher kritischer Untertöne, die ich als Reaktion auf das Auseinanderdriften einer separierten männlichen und weiblichen Lebenswelt im letzten Kriegsjahr deute, intensivierte Christl Wolf nun ihre Bemühungen um eine Abberufung Leopolds massiv. Diese wurde ihr zwar immer wieder in Aussicht gestellt, trat aber nicht ein, weder vor der Geburt der Tochter, als sie verweilte denn je darauf wartete, noch in der Zeit danach. Besonders für die ersten Monate des Jahres 1918 belegen die Briefe Christis eine beachtliche Bandbreite von entsprechenden Versuchen im Hin und Her ihrer starken Gefühlsschwankungen zwischen Hoffnung und zerstörter Hoffnung, Akzeptanz und Auflehnung. So schrieb sie beispielsweise am 5. Februar 1918: „Also, daß Du mir noch immer Deine Ankunft nicht meldest ist garnicht schön, ich hab geglaubt, Du kommst so Hals über Kopf nach Wien, und einstweilen merke ich nix davon. Kannst Du die Herren gar nicht stupfen, daß sie ein bißl schneller arbeiten, mit ihrer Aktenschmiederei, was anderes ist das so nicht.“ In der darauffolgenden Zeit setzte Christl, neben dem ausführlich formulierten Rat, für das Gesuch um Enthebung ins Hinterland nur ja alle denkbaren Gründe bis hin zur „enormen Schwächung“ der ökonomischen Existenz wie der Nerven seit Kriegsbeginn aufzulisten, zum mindesten auf die Möglichkeit einer Beurlaubung des werdenden Vaters. Am 5. März 1918 schrieb sie in einem inständig flehenden Brief: „Ich beschwör Dich liebster Poldi um meiner Ge-

⁹⁰ Vgl. *Witthelm Deist*, *Verdeckter Militärstreik im Kriegsjahr 1918?* in: Wette (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes*, 146–167, für die deutsche Westfront und eine geschätzte Zahl von 3/4 bis 1 Million Soldaten; *Ziemann*, *Front und Heimat*, 198–228.

⁹¹ Das Verfahren dürfte schließlich eingestellt worden sein. Im Wiener Kriegsarchiv waren keinerlei Akten dazu auffindbar, abgesehen vom in Anm. 88 erwähnten Brief, in dem der Kommandant sogar die gleichzeitige Enthebung Wolfs vom Dienste angeordnet hatte. Das wurde von höherer Stelle offenbar rasch wieder aufgehoben.

⁹² *Reimann*, *Die helle Welt*, 141.

Also Poldi, so geht das nicht weiter alles hat seine Grenzen, und wenn Du nicht irgendetwas unternimmst um die große Last Deiner freiwilligen und unfreiwilligen Pflichten teilweise auf andere Schultern zu laden, bin ich wirklich ernstlich besorgt. ... Ich bitte Dich inständig, wirf ihnen alles hin und schau, daß du fort kommst. Haben sich so viele auf unrechtmäßige Weise ein gutes Plätzchen ausgesucht, kannst Du es gestützt auf Deine Leistungen seit Kriegsbeginn, umso eher tun. Zumindest schau, daß Du jetzt auf Urlaub kommst. ... Ich habe Dir schon einmal geschrieben darüber, aber Du scheinst das nicht gelesen zu haben, o. wollen, geht? Diesmal aber folg, bitte!"

Dieses diskursive Grundmuster zwischen Bitten und Flehen oder, in der Sprache Christls, ihrem „Lamentieren“ und „Gejammer“ auf der einen Seite und einem damit verknüpften Aufgebot verschiedenster Argumente auf der anderen Seite verfestigte sich in der Folge und gewann im Jahre 1918 eine besondere Dramatik. Nun nahm das Bemühen, Leopold für einen „leichten Dienst im Hinterland“ „freizubekommen“, das er selbst noch 1917 durch ein entsprechendes, in seinen und Christls Briefen ständig angesprochenes Gesuch und mehrere Interventionen aktiv mitgetragen hatte, auch die Form eines Geschlechterkampfes an. Er steht als Ausdruck einer Entfremdung zwischen den beiden im Zuge der zugespitzten Heterogenisierung ihrer Lebenswelten und ihrer Erfahrungen – einem durchaus verbreiteten Charakteristikum der Geschlechterbeziehungen in jener letzten Kriegszeit. Der Konflikt verschärfte sich, nachdem gegen Leopold zu Weihnachten 1917 wegen angeblich mangelhafter Erfüllung seiner Aufgaben als Vorgesetzter und Autooffizier der Brigade ein gerichtliches Ermittlungsverfahren eingeleitet worden war.⁸⁸ Zutiefst gekränkt in seiner Würde als „gewissenhafter Offizier, der noch echt österreichisch denkt und handelt“, äußerte er daraufhin in einem Brief vom 18. Januar 1918, aus dem diese Formulierung stammt, sogar explizit Kritik am Krieg beziehungsweise wie man nun „einen Menschen behandelt, der in den Kriegsjahren die beste Zeit seines Lebens verbracht hat. Da möchte man gern vergessen, daß man auch ein guter Soldat ist, und mit den Wiener Arbeitern rufen: ‚Genug! Ich halte mit!‘ Es ist wirklich kaum glaublich, daß es heute, nach 4 Jahren Krieg noch Leute geben kann, denen Existenz und Stellung eines Offiziers nichts ist ...“

Doch die solchermaßen artikulierte Erbitterung bewirkte, so scheint es, nichts dergleichen; Leopold Wolf blieb seinem Standesdenken auch in den letzten Kriegsmontaten verhaftet; über seine Sicht nach Kriegsende wissen wir leider nicht Bescheid.⁸⁹ Anders als seine Frau, deren klassengemäße Orientierung in mancherlei Hinsicht brüchig geworden war, und anders auch als viele Soldaten, die ihren

⁸⁸ Vgl. auch ÖStA, KM, 1918 I.A. 67–174: Brief des Gerichtleiters an das k. u. k. Armeekorpskommando, datiert 17. Januar 1918. Der zuständige Kommandant berief sich dafür auf den Verdacht der „Hintansetzung der Dienstvorschriften im allgemeinen“ laut Par. 284 a (mangelnde Aufmerksamkeit gegenüber den Untergebenen in bezug auf die Vollziehung höherer Dienstbefehle) und 286 d (Verabsäumung der Erhaltung und Verwahrung von Montur, Munition, Waffen, Wägen u. dgl.) des geltenden Militärstrafgesetzes.

⁸⁹ Zur nun weitverbreiteten, massiven Kritik an den Offizieren und mentalen Verarbeitungsmustern der Berufsoffiziere in der Ersten Republik vgl. Peter Melichar, Die Kämpfe merkwürdig Untoter. K. u. k. Offiziere in der Ersten Republik, in: ÖZG 9 (1998), 51–84.

Kriegseinsatz im Jahr 1918 zunehmend verweigerten,⁹⁰ reagierte er auf die sich dahinschleppende Untersuchung gegen ihn durch erhöhte Anpassung und Pflichterfüllung bis zum Kriegsende.⁹¹ Seine letzten erhalten gebliebenen Feldpostbriefe geben uns jedenfalls keinerlei Hinweis auf eine antagonistische Tendenz, im Gegenteil: Die „Wendung zum Privaten“⁹² blieb vorherrschend, und Leopold zementierte noch die skizzierte Offiziersperspektive auf angebliche „Normalität“ des Krieges in der Etappe, was sich in gehäuften Erzählungen über die im Gegensatz zur Heimat reichliche Versorgung mit Lebensmitteln und Bedarfsgütern ebenso manifestierte wie in Hinweisen auf seine Arbeitsbelastung, aber auch auf wiederkehrende Langeweile. Das veranlaßte die frischgebackene Mutter Christl Wolf, ihrerseits mehr denn je in Familienarbeit involviert, am 25. April 1918 sogar zur folgenden kritischen Bemerkung: „Ich sag Dir der Tag wird mir zu kurz, kannst mir ein paar Stunden schenken, die Dir in Deiner Langeweile zu viel sind. Ich danke Dir noch herzlich für Deinen letzten Brief, aus dem ich leider bemerken muß, daß Du ein richtiger Faulenzer geworden bist, aber nicht so einer, den man zum Briefschreiben benutzt, sondern ein anderer. Lernet man diese löbliche Beschäftigung im Krieg?“

Trotz oder gerade in der Konsequenz solcher kritischer Untertöne, die ich als Reaktion auf das Auseinanderdriften einer separierten männlichen und weiblichen Lebenswelt im letzten Kriegsjahr deute, intensiviert Christl Wolf nun ihre Bemühungen um eine Abberufung Leopolds massiv. Diese wurde ihr zwar immer wieder in Aussicht gestellt, trat aber nicht ein, weder vor der Geburt der Tochter, als sie zweifelte denn je darauf wartete, noch in der Zeit danach. Besonders für die ersten Monate des Jahres 1918 belegen die Briefe Christls eine beachtliche Bandbreite von entsprechenden Versuchen im Hin und Her ihrer starken Gefühlsschwankungen zwischen Hoffnung und zerstörter Hoffnung, Akzeptanz und Auflehnung. So schrieb sie beispielsweise am 5. Februar 1918: „Also, daß Du mir noch immer Deine Ankunft nicht meldest ist garnicht schön, ich hab geglaubt, Du kommst so Hals über Kopf nach Wien, und einsteilen merke ich nix davon. Kannst Du die Herren gar nicht stupfen, daß sie ein bissl schneller arbeiten, mit ihrer Aktenschmiererei, was anderes ist das so nicht.“ In der darauffolgenden Zeit setzte Christl, neben dem ausführlich formulierten Rat, für das Gesuch um Enthebung ins Hinterland nur ja alle denkbaren Gründe bis hin zur „enormen Schwächung“ der ökonomischen Existenz wie der Nerven seit Kriegsbeginn aufzulisten, zum mindesten auf die Möglichkeit einer Beurlaubung des werdenden Vaters. Am 5. März 1918 schrieb sie in einem inständig flehenden Brief: „Ich beschwör Dich liebster Poldi um meiner Ge-

⁹⁰ Vgl. Wilhelm Deist, Verdeckter Militärstreik im Kriegsjahr 1918? in: Wette (Hg.), Der Krieg des kleinen Mannes, 146–167, für die deutsche Westfront und eine geschätzte Zahl von 3/4 bis 1 Million Soldaten; Ziemann, Front und Heimat, 198–228.

⁹¹ Das Verfahren dürfte schließlich eingestellt worden sein. Im Wiener Kriegsarchiv waren keinerlei Akten dazu auffindbar, abgesehen vom in Anm. 88 erwähnten Brief, in dem der Kommandant sogar die gleichzeitige Enthebung Wolfs vom Dienste angeordnet hatte. Das wurde von höherer Stelle offenbar rasch wieder aufgehoben.

⁹² Reimann, Die heile Welt, 141.

sundheit willen, laß kein Mittel unversucht, von dort wegzukommen, sag wegen dringender Familienangelegenheiten, oder wegen Krankheit Deiner Frau etc., schwach das Blaue vom Himmel herunter, nur komm. ... Du mußt nur recht ergerisch sein und nicht nachgeben. ... Wie schön wäre es gewesen, wenn Du gestern gekommen wärest, wie es Deine Absicht war und nun bin ich trostloser als je.“

Von solchen appellativen Strategien und ihren Ratschlägen abgesehen, versuchte Christl Wolf noch anderes, um ihren Mann baldigst ganz in Sicherheit und in ihrer Nähe zu haben. Sie wußte sehr wohl um die entscheidende Macht der Protoktion, deren Möglichkeiten sie durch den wiederholten Verweis auf bekannte Offiziere, die aufgrunddessen vom Kriegsdienst an der Front nach Wien versetzt worden waren, zusätzlich untermauerte. Daher intervenierte sie auch als aktiv Handelnde, indem sie ihren im Kriegsministerium beschäftigten Onkel mit der Anglegenheit befaßte. Als dieser „Traumnicht“ jedoch allzu rasch „gehorsamst die Flinte ins Korn“ zu werfen schien, beschloß sie kurz vor der Geburt des Kindes, selbst beim zuständigen Herrn vorzusprechen, worüber sie ihren Mann im erwähnten Brief vom 5. März 1918 informierte: „Weißt Du daß ich schon entschlossen war, heute ins Kriegsministerium zum H. zu gehen? Du staunst über Dein freches Wei bi ... Ich weiß doch, daß so und so viele andere Frauen auch hinein gehen.“⁹³ Von diesem Schritt ließ sich Christl Wolf im letzten Moment nur abhalten, weil ihr der Onkel doch zuvorkam. Er teilte ihr mit, daß „er zufällig Gelegenheit hatte mit H. zu sprechen und ihm meine Absicht mitteilte. H. läßt sich ergebendst empfehlen und mir sagen, daß ich mich nicht erst bemühen soll, er ist ganz genau orientiert, kennt alle Deine Wünsche und verspricht auch mir sein möglichstes zu machen.“

Doch alle diese Versuche fruchteten letztlich nichts. An der Geburt des Kindes sollte Leopold Wolf zwar als im letzten Moment hinzugeleiteter „Urlauber“ tatsächlich teilhaben, seine Versetzung zum Militärdienst in Wien gelang aber, wie wir bereits wissen, bis Kriegsende nicht – wohl auch deshalb, weil er selbst sie aufgrund seiner in Frage gestellten Identität als höherer, befehlsgewohnter Offizier nicht mehr intensiv vorangetrieben hatte. Offenbar reagierte er auf die mit seinem Ethos kollidierenden „Jambetriefe“ – und die entsprechenden Bemühungen seiner Frau – sogar in Anlehnung an jenen offiziellen Diskurs, der Männer, die sich vom Krieg abzusetzen suchten, zu „Drückebergern“ stempelte.⁹⁴ Er hatte sich nur insofern ar rangiert, als er sich, anders als früher, in der Etappe vor gefahrvollen Situationen „drückte“, wie er am 26. Dezember 1917 schrieb – wodurch seine soldatische Männlichkeit im Prinzip intakt bleiben konnte. Eine aussagekräftige Bemerkung Christis vom 7. Februar 1918 deutet jedenfalls auf seine Verinnerlichung eines entsprechenden Männerbildes ungeachtet der sich seit längerem abzeichnenden Niederlage der Mittelmächte. „Du brauchst Dich doch nicht schämen, liebster Poldi,

⁹³ Wie verbreitet diese Praxis war, verdeutlicht eine von Adolf Schärf, zit. in *Sturm*, Lebenszeichen, 147, explizit gemachte Ausnahmestellung. Er beklagte sich am Höhepunkt der Entfernung zwischen ihm und seiner Frau Hilda im Sommer 1918 gerade darüber, daß sie solche Mittel nicht praktiziert hatte: „Ich habe nie von Dir verlangt, Du sollst ins Ministerium gehen und dort um mich weinen, andere habens getan und andere Frauen habens durchgeführt.“
⁹⁴ Vgl. *Deist*, Verdeckter Militärstreik, 156, 160.

daß Du Dich, wie Du sagst, von einem ‚Weib heimflennen läßt‘. Ich mein Dir's doch nur von ganzem Herzen gut, und nicht aus, vielleicht rechthaberischen Gründen, wie Du Dir es sonst bei Frauen vielleicht vorstellst, nicht wahr?“

Damit ist schließlich auch jene weibliche Identität eindringlich bezeichnet, die durch den Krieg zweifellos widersprüchlicher geworden war. Denn Christl Wolf war bis zum Kriegsende in vielerlei Hinsicht sicher kritischer, selbstständiger und wohl auch selbstbewußter geworden. Ungeachtet dessen hielt sie an der Vormachtstellung ihres Mannes fest, was sich auch sprachlich äußerte, wenn sie ihre Aussagen, ihren Umut und auch ihre Forderungen durch abschließende Formulierungen wie „gelt“ oder „nicht wahr“ wiederum relativierte. Sie setzte bis zuletzt auf die alleinige Perspektive einer „erfüllten“ Ehe gemäß traditioneller Vorgaben. Das aber wurde ihr verwehrt – vom kriegsführenden Staat wie von ihrem Mann, der diesen Staat bis zuletzt loyal blieb; dagegen kämpfte Christl Wolf im Sinne eines informellen politischen Handelns an. Wie schmerzlich sie die kriegsbedingte Erschütterung der konventionellen Geschlechterordnung selbst erfuhr, soll zuletzt ein Brief veranschaulichen, den sie am 11. Mai 1918 geschrieben hat – zu einem Zeitpunkt, als sie jegliche Hoffnung auf eine Versetzung ihres Mannes endgültig aufgeben mußte: „Was ich gehant und längst befürchtet habe ist nun zur Tatsache geworden ... Ich habe für eine solche Enttäuschung keine Worte, was würden sie auch nützen? Soll ich schimpfen o. soll ich klagen, es wird nicht anders. Ich grüße so den ganzen Tag nach, warum es gerade so u. nicht anders kommen mußte. Alle unsere schönen Hoffnungen zerstört, auf weiß Gott wie lange, und dieses entsetzliche Alleinsein, ich leide so darunter, so sehr ich mich auch aufraffe, schon um unser kleines Mädi willen, gelingt es mir nur sehr schwer. Oft bin ich so trostlos daß ich mich am liebsten vergraben möchte. ... Auch Deine in letzter Zeit so selten gewordenen Briefe sind nicht danach meine Stimmung zu verbessern. Freilich Dir wird's auch nicht viel besser gehen, aber Du steckst mitten in der Arbeit drinnen ... und somit mit Deinen Gedanken doch mehr abgelenkt bist als ich, die ich hier Tag für Tag vergeblich warre, die ich alles hergerichtet hab und mir bei jedem Handgriff denke, das ist für den Poldi, oder das wird Dir Freude machen, so oft ich mein Kind anschau, denk ich mir wenn Du sie nur auch so sehen könntest. Es ist eine Zeit die für immer verloren.“

7. Epilog

Verloren war kurz darauf für die Mittelmächte auch dieser Krieg, der alles in allem fast 10 Millionen Menschen den gewaltsamen Tod gebracht hatte. Besonders in Deutschland und in der neuen Republik Österreich wurde die Schuld an der militärischen Niederlage auch den Frauen angelastet, als sich hier rasch die Legende vom Dolchstoß der Heimat in den Rücken der angeblich bis zuletzt „standhaft“ kämpfenden Frontgemeinschaft durchsetzte.⁹⁵ Dabei war nicht nur die Rede

⁹⁵ Zum Dolchstoß vgl. z. B. *Bernhard Denschler*, Gold gab ich für Eisen. Österreichische Kriegsplakate 1914–1918, Wien–München 1987, 7; *Richard Bessel*, Die Heimkehr des Soldaten:

sundheit willen, laß kein Mittel unversucht, von dort wegzukommen, sag wegen dringender Familienangelegenheiten, oder wegen Krankheit Deiner Frau etc., schwätz das Blaue vom Himmel herunter, nur komm. ... Du mußt nur recht energisch sein und nicht nachgeben. ... Wie schön wäre es gewesen, wenn Du gestern gekommen wärest, wie es Deine Absicht war und nun bin ich trostloser als je.“

Von solchen appellativen Strategien und ihren Ratschlägen abgesehen, versuchte Christl Wolf noch anderes, um ihren Mann baldigst ganz in Sicherheit und in ihrer Nähe zu haben. Sie wußte sehr wohl um die entscheidende Macht der Protektion, deren Möglichkeiten sie durch den wiederholten Verweis auf bekannte Offiziere, die aufgrunddessen vom Kriegsdienst an der Front nach Wien versetzt worden waren, zusätzlich untermauerte. Daher intervenierte sie auch als aktiv Handelnde, indem sie ihren im Kriegsministerium beschäftigten Onkel mit der Angelegenheit befaßte. Als dieser „Traumichnicht“ jedoch allzu rasch „gehorsamt die Flinte ins Korn“ zu werfen schien, beschloß sie kurz vor der Geburt des Kindes, selbst beim zuständigen Herrn vorzusprechen, worüber sie ihren Mann im erwähnten Brief vom 5. März 1918 informierte: „Weißt Du daß ich schon entschlossen war, heute ins Kriegsministerium zum H. zu gehen? Du staunst über Dein freches Weibchen ... Ich weiß doch, daß so und so viele andere Frauen auch hinein gehen.“⁹³ Von diesem Schritt ließ sich Christl Wolf im letzten Moment nur abhalten, weil ihr der Onkel doch zuvorkam. Er teilte ihr mit, daß „er zufällig Gelegenheit hatte mit H. zu sprechen und ihm meine Absicht mitteilte. H. läßt sich ergebendst empfehlen, und mir sagen, daß ich mich nicht erst bemühen soll, er ist ganz genau orientiert, kennt alle Deine Wünsche und verspricht auch mir sein möglichstes zu machen.“

Doch alle diese Versuche fruchteten letztlich nichts. An der Geburt des Kindes sollte Leopold Wolf zwar als im letzten Moment hinzugeeilter „Urlauber“ tatsächlich teilhaben, seine Versetzung zum Militärdienst in Wien gelang aber, wie wir bereits wissen, bis Kriegsende nicht – wohl auch deshalb, weil er selbst sie aufgrund seiner in Frage gestellten Identität als höherer, befehlsgewohnter Offizier nicht mehr intensiv vorantreiben hatte. Offenbar reagierte er auf die mit seinem Ethos kollidierenden „Jammerbriefe“ – und die entsprechenden Bemühungen seiner Frau – sogar in Anlehnung an jenen offiziellen Diskurs, der Männer, die sich vom Krieg abzusetzen suchten, zu „Drückebergern“ stempelte.⁹⁴ Er hatte sich nur insofern arangiert, als er sich, anders als früher, in der Etappe vor gefährlichen Situationen „drückte“, wie er am 26. Dezember 1917 schrieb – wodurch seine soldatische Männlichkeit im Prinzip intakt bleiben konnte. Eine aussagekräftige Bemerkung Christis vom 7. Februar 1918 deutet jedenfalls auf seine Verinnerlichung eines entsprechenden Männerbildes ungeachtet der sich seit längerem abzeichnenden Niederlage der Mittelmächte. „Du brauchst Dich doch nicht schämen, liebster Poldi,

⁹³ Wie verbreitet diese Praxis war, verdeutlicht eine von Adolf Schärf. zit. in *Sturm*, Lebenszeichen, 147, explizit gemachte Ausnahme. Er beklagte sich am Höhepunkt der Entfremdung zwischen ihm und seiner Frau Hilda im Sommer 1918 gerade darüber, daß sie solche Mittel nicht praktiziert hatte: „Ich habe nie von Dir verlangt, Du sollst ins Ministerium gehen und dort um mich weinen, andere haben getan und andere Frauen haben durchgeföhrt.“

⁹⁴ Vgl. *Deist*, Verdeckter Militärstreik, 156, 160.

daß Du Dich, wie Du sagst, von einem ,Weib heimflennen läßt‘. Ich mein Dir’s doch nur von ganzem Herzen gut, und nicht aus, vielleicht rechthaberischen Gründen, wie Du Dir es sonst bei Frauen vielleicht vorstellst, nicht wahr?“

Damit ist schließlich auch jene weibliche Identität eindringlich bezeichnet, die durch den Krieg zweifellos widersprüchlicher geworden war. Denn Christl Wolf war bis zum Kriegsende in vielerlei Hinsicht sicher kritischer, selbstständiger und wohl auch selbstbewußter geworden. Ungeachtet dessen hielt sie an der Vormachtstellung ihres Mannes fest, was sich auch sprachlich äußerte, wenn sie ihre Aussagen, ihren Unmut und auch ihre Forderungen durch abschließende Formulierungen wie „gelt“ oder „nicht wahr“ wiederum relativierte. Sie setzte bis zuletzt auf die alleinige Perspektive einer „erfüllten“ Ehe gemäß traditioneller Vorgaben. Das aber wurde ihr verwehrt – vom kriegsführenden Staat wie von ihrem Mann, der diesem Staat bis zuletzt loyal blieb; dagegen kämpfte Christl Wolf im Sinne eines informellen politischen Handelns an. Wie schmerzlich sie die kriegsbedingte Erschütterung der konventionellen Geschlechterordnung selbst erfuhr, soll zuletzt ein Brief veranschaulichen, den sie am 11. Mai 1918 geschrieben hat – zu einem Zeitpunkt, als sie jegliche Hoffnung auf eine Versetzung ihres Mannes endgültig aufgeben mußte: „Was ich gehant und längst befürchtet habe ist nun zur Tatsache geworden ... Ich habe für eine solche Enttäuschung keine Worte, was würden sie auch nützen? Soll ich schimpfen o. soll ich klagen, es wird nicht anders. Ich grüble so den ganzen Tag nach, warum es gerade so u. nicht anders kommen mußte. Alle unsere schönen Hoffnungen zerstört, auf weiß Gott wie lange, und dieses entsetzliche Alleinsein, ich leide so darunter, so sehr ich mich auch auftraffe, schon um unser kleines Mädi willen, gelingt es mir nur sehr schwer. Oft bin ich so trostlos daß ich mich am liebsten vergraben möchte. ... Auch Deine in letzter Zeit so selten gewordenen Briefe sind nicht danach meine Stimmung zu verbessern. Freilich Dir wird’s auch nicht viel besser gehen, aber Du steckst mitten in der Arbeit drinnen ..., und somit mit Deinen Gedanken doch mehr abgelenkt bist als ich, die ich hier Tag für Tag vergeblich war-te, die ich alles hergerichtet hab und mir bei jedem Handgriff denke, das ist für den Poldi, oder das wird Dir Freude machen, so oft ich mein Kind anschau, denk ich mir wenn Du sie nur auch so sehen könntest. Es ist eine Zeit die für immer verloren.“

7. Epilog

Verloren war kurz darauf für die Mittelmächte auch dieser Krieg, der alles in allem fast 10 Millionen Menschen den gewaltsamen Tod gebracht hatte. Besonders in Deutschland und in der neuen Republik Deutsch-Österreich wurde die Schuld an der militärischen Niederlage auch den Frauen angelastet, als sich hier rasch die Legende vom Dolchstoß der Heimat in den Rücken der angeblich bis zuletzt „standhaft“ kämpfenden Frontgemeinschaft durchsetzte.⁹⁵ Dabei war nicht nur die Rede

⁹⁵ Zum Dolchstoß vgl. z. B. *Bernhard Denscher*, Gold gab ich für Eisen. Österreichische Kriegsplakate 1914–1918, Wien–München 1987, 7; *Richard Bessel*, Die Heimkehr des Soldaten:

davon, daß „die Frau“ in der Kriegswirtschaft „nicht das geleistet (hat), was sie hätte leisten können“. Auch die Denunziation weiblicher „Klage-“ oder „Jammerbriefe“ fand in diesem Kontext ihre Fortsetzung: Sie hätten die „Stimmung“ der Männer untergraben und damit in deren Wahrnehmung die Kluft zwischen „dem alles opfernden, schlecht bezahlten Krieger und dem gut bezahlten, genießenden Heimgebliebenen“ geschaffen.⁹⁶

Daß sich in der hegemonialen Erinnerungskultur nach 1918 wirkungsmächtig das alleinige Bild des weiblichen „Klage“- oder „Jammerbriefes“ hielt, war eine der ideologischen Manifestationen eines nunmehr vehement geführten „Geschlechterkrieges“, der darauf zielte, Frauen wieder auf ihre traditionellen Rollen und Räume zu beschränken.⁹⁷ Die Heftigkeit der Anklage erklärt sich aus den Antagonismen der Wirklichkeit: Denn die Frauen hatten sich, wie wir gesehen haben, in der Praxis des Schreibens keineswegs auf die offiziell propagierte, „vorbildliche“ Briefkultur im Kriege festlegen lassen. Sie handelten mitunter auch diametral entgegengesetzt, und die Funktionen der Briefe und Feldpostkarten waren so facettenreich wie die enorme Bandbreite weiblicher Einzelerfahrungen im Krieg – so wie umgekehrt das Erleben des Krieges und die Wahrnehmung der ‚Heimat‘ durch die Soldaten stets vielschichtig blieb. ‚Heimat‘ bedeutete für sie wie für ihre Angehörigen nicht nur ein etablierter Ort oder ein allein der Vorkriegszeit entlehntes Konstrukt, sondern konnte – als Vorstellung – ebenso auf eine noch offene Zukunft nach dem Krieg hin orientiert sein. In diesem Sinne habe ich mit dem Fokus auf die emotionale Dynamik in der Korrespondenz zwischen einem Paar im Verlauf des Krieges von einer doppelten Ausrichtung der Feldpost gesprochen und ihre große Bedeutung für die – mitunter konfliktträchtige – Imagination und Konstruktion von Familienbildern dargelegt.

Männer und Frauen nutzten zwar durchaus die im ideologischen Diskurs geschilderte Dichotomie von ‚Heimat‘ und ‚Front‘, indem sie selbst darauf rekurrierten, um ihre Erfahrungen zu deuten und Konflikte auszutragen. Zugleich aber suchten sie mit größter Intensität das Verbindende und Gemeinsame abseits der Realität des Krieges. Ihre private Korrespondenz war damit nicht nur Ausdruck der Verleugnung dieser Wirklichkeit, sondern auch Widerstand dagegen.

Das Bild der Frontsoldaten in der Öffentlichkeit der Weimarer Republik, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumreich u. a. (Hg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...*. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges, Essen 1993, 221–239, hier 221 ff.; zum Mythos des ‚Kriegserlebnisses‘ nach 1918 *Masse*, Gefallen für das Vaterland, 195–244.

⁹⁶ Der große Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen von Oberst Bauer, Tübingen 1921, 153 ff.; für Österreich vgl. auch Höger, Das Post- und Telegraphenwesen, 44. ⁹⁷ Vgl. *Theband*, Der Erste Weltkrieg, 83 u. 90 ff., in Hinblick auf die Einschätzung der objektiv und subjektiv begrenzten kriegsbedingten Veränderungen des Geschlechterverhältnisses.

F o r u m

Zwischen Geschichte und Biographie

Die Karriere und Legende des Vasco Da Gama
Zu Sanjay Subrahmanjams Darstellung¹

von Ramachandra Guha

1.

Der britische Historiker David Cannadine vertrat einmal die Auffassung, eine Biographie stelle „die einzig sichere Form des Lebens nach dem Tode“ dar. Das mag sich in den säkularisierten Gegenden Europas so verhalten, trifft aber kaum auf ein Land wie Indien zu, wo schon wenige Minuten, nachdem das Herz zu schlagen aufgehört, die Seele in eine andere (und unmaßlich höhere) Lebensform übergeht. Warum eines toten Menschen gedenken, wenn er bereits wiedergeboren wurde?

Im Gegensatz zum hochentwickelten Forschungsfeld der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte bleibt die Biographie in Indien unterentwickelte Kunstform. Wir Inder wissen zwar, wie wir unsere Toten mit Ehrerbietung verbrennen können, mittlerweile sogar, wie sie mit Geringachtung zu begraben sind, aber nicht, wie wir sie ehren oder beurteilen sollten. Nachrufe in Zeitungen stellen in unserem Land kaum mehr als bloße Aufzählungen von Lebensdaten und Positionen dar; sogenannte „definitive Biographien“ geraten zu reinen Aufzählungen von Errungenschaften, oh-

ne daß auf die Lebensumstände Bezug genommen würde. Autoren schmeicheln den ihnen ausgelieferten Subjekten gern; nur deshalb konnte es zu einem 600-seitigen Bericht (von dem noch mindestens 400 Seiten zuviel waren) der ersten 40 Jahre des gewöhnlichsten aller Leben kommen, des Lebens des Romanschriftstellers R. K. Narayan. Geht es dagegen um ein verehrungswürdigeres biographisches Subjekt, dann ist der Autor oft nicht respektlos genug. Dies geschah etwa bei Sarvepalli Gopal mit seinen drei Bänden über Jawaharlal Nehru, ein Werk, das zwar über Fragen von großer und kleiner Politik gut informiert, aber sich gegenüber der dargestellten Person zu sehr zurückhält.²

Angesichts der kosmischen Ordnung erscheint das Individuum jedenfalls als unbedeutend. Dies ist ein Glaube, den Hindus mit Marxisten teilen. Auch der Marxismus hat zu solchem Denken beigetragen, und da er in unserem akademischen Diskurs so dominant ist, wurde es sogar für professionelle Historiker, von denen man erwarten müßte, daß sie Biographien schreiben könnten, zum Glaubensgrundsatz, dies niemals zu tun. Ein ganzes Buch einem Mann oder

¹ The Career and Legend of Vasco Da Gama. Cambridge University Press, Cambridge 1997.

² *Susan Ram und N. Ram*, R. K. Narayan: The Early Years, New Delhi 1997; *S. Gopal*, *Jawaharlal Nehru*, 3 Bde, London 1975, 1977 und 1984. Gopals späteres Werk über das Leben seines Vaters, des Philosophen und Staatsmannes S. Radhakrishnan (1987 von der Oxford University Press veröffentlicht), ist in dieser Hinsicht sehr viel befriedigender – eine ausgewogene Mischung aus Persönlichem und Politischem und sehr viel eher bereit, sich kritisch zu engagieren. Positiv erwähnt werden sollte in dieser Hinsicht auch die politische Biographie eines großen indischen Liberalen, verfaßt von B. R. Nanda, *Gokhale: The Indian Moderates and the British Raj*, Princeton 1977.